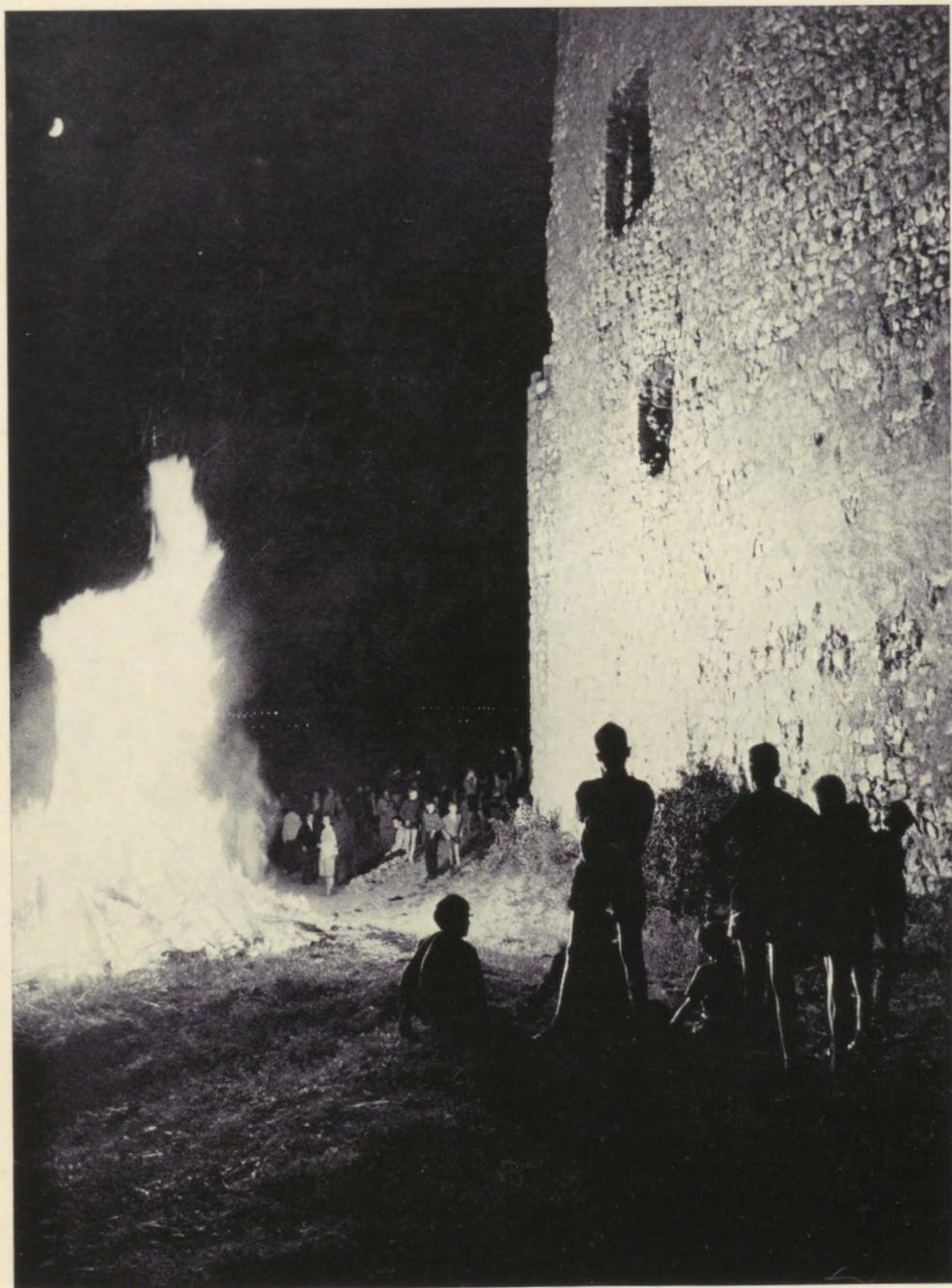


BADISCHE HEIMAT

Mein Heimatland

53. Jg., Heft 3, September 1973

M 1459 F



Johannisfeuer vor dem Pallas der Staufener Burg

Foto: Leif Gelges

MEIN HEIMATLAND
53. Jahrgang / Heft 3, Sept. 1973

Herausgegeben im Auftrag des
Landesvereins
Badische Heimat e. V.
für Heimatkunde und Heimatpflege,
Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst,
Familienforschung

Präsident Dr. Franz Laubenberger
Schriftleitung: Ernst Bozenhardt
Freiburg i. Br., Tel. 7 37 24
Haus Bad. Heimat, Hansjakobstr. 12

Mitglieder des Redaktionsaus-
schusses: Dr. Otto Beutenmüller,
Bretten, Dr. L. Döbele, Säckingen,
Dr. R. Feger, Freiburg, W. Hensle,
Lahr, Dr. E. Strobel, Karlsruhe, Dr.
A. Trautmann, Walldürn (Müllheim)

Diese Zeitschrift erscheint viertel-
jährlich. Der Verkaufspreis ist durch
den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Jahrespreis
für Einzelmitglieder. . . DM 18.—

Einbanddecken zu DM 4.— für die
Jahrgänge 1971, 1972 sind vorrätig.
Alle Rechte der Vervielfältigung
und Verbreitung behält sich der
Verlag vor.

Alle Sendungen für die Zeitschrift
sind an den Landesverein
Badische Heimat, Freiburg i. Br.,
Hansjakobstr. 12, zu richten. Für un-
verlangte Manuskripte und Be-
sprechungsstücke wird keine Haftung
übernommen.

Zahlstellen des Landesvereins
Postcheckkonto Karlsruhe 16468
Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873
Deutsche Bank Freiburg i. Br. 370437
Städt. Spark. Freiburg, Girokonto. 2003201

Gesamtherstellung und
Anzeigenverwaltung
Verlag G. Braun, 7500 Karlsruhe 1
Karl-Friedrich-Str. 14-18
Tel. *26951 Telex 07826904 vgb d

Klischeeherstellung:
Schuler & Co., Freiburg/Br.
Kartäuserstraße 50

Zum 100. Todestag des Malers Fr. X. Winterhalter . . .	255
Schwarzwald <i>Gedicht von Otto Gillen</i>	267
Furtwangen, Bildnis einer Stadt des Hochschwarzwaldes <i>Von Christian Baumann, Staufen</i>	268
Am Marktbrunnen <i>Gedicht von Otto Gillen</i>	283
Der Uhrenschildermaler Karl Straub <i>Von Ludwig Vögely, Karlsruhe</i>	284
Johanniskraut <i>Gedicht von Carlheinz Gräter</i>	290
Der Johannistag in Südwestdeutschland <i>Von Gernot Umminger, Freiburg</i>	291
150 Jahre Badische Wasser- und Straßenbauverwaltung <i>Von Robert Litsch, Waldshut</i>	305
Freundschaft — Humanitas <i>Gedicht von G. A. Rapp</i>	323
Badische Porträts	324
Joh. Andreas von Traitteur <i>Von K. H. Frauenfeld, Heidelberg</i>	325
Geachtet und geehrt, geachtet und vergessen: Prof. Dr. Fritz Hirsch <i>Von Eugen Mack, Ispringen</i>	330
Joh. Friedrich Weyhing <i>Von H. L. Zollner, Ettlingen</i>	334
Im ebenen Land <i>Gedicht von Friedrich Roth</i>	337
Arthur Valdenaire <i>Von H. L. Zollner, Ettlingen</i>	338
Johann Daniel Schöpflin <i>Von Engelbert Strobel, Karlsruhe</i>	340
Sommer <i>Gedicht von Hans Heid</i>	342
Franz Schächtelin aus Freiburg <i>Von Franz Hilger, Freiburg</i>	343
Aloys Henhöfer <i>Von H. L. Zollner, Ettlingen</i>	347
Georg von Reichenbach <i>Von Engelbert Strobel, Karlsruhe</i>	350
Altäre Gottes <i>Gedicht von K. E. Schwert</i>	352
Karl Friedrich Drollinger <i>Von Engelbert Strobel, Karlsruhe</i>	353
Erntetag im Schwarzwald <i>Gedicht von Richard Gäng</i>	357
Franz Freiherr von Roggenbach <i>Von Engelbert Strobel, Karlsruhe</i>	358
Karl Siegel <i>Von Engelbert Strobel, Karlsruhe</i>	361
Schon rundet sich die Birne <i>Gedicht von Ida Pfeifer-Hofmann</i>	362
Marianne Kirchgäßner <i>Von H. L. Zollner, Ettlingen</i>	363
Hast du eine Freude erlebt <i>Von Ida Pfeifer-Hofmann</i>	366

BADISCHE HEIMAT

Mein Heimatland

53. Jahrg. 1973, Heft 3

Zum 100. Todestag des Malers Franz Xaver Winterhalter

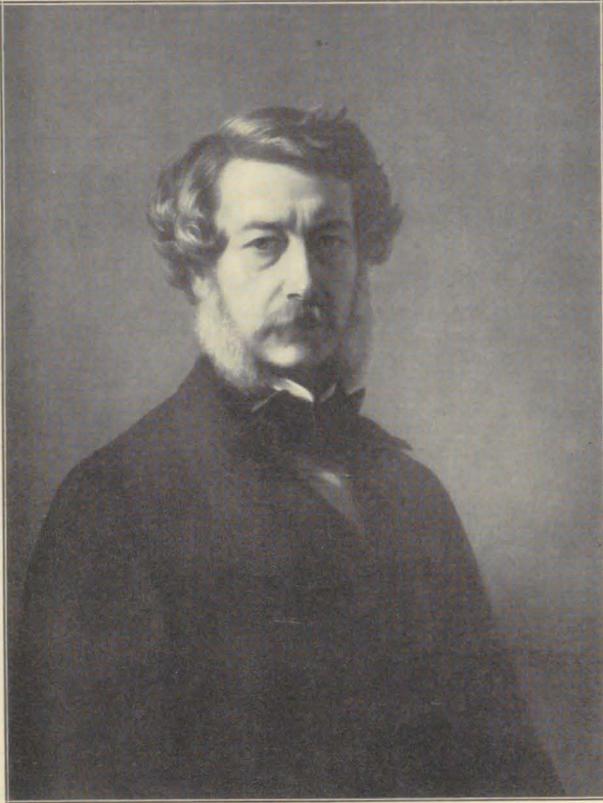
Am 8. Juli 1973 veranstaltete die Schwarzwaldgemeinde Menzenschwand zur Erinnerung an ihren großen Sohn eine würdige Feierstunde, bei der Dr. Werner Zimmermann von der Staatl. Kunsthalle Karlsruhe folgende Gedenkrede hielt:

Wir sind hier zusammengekommen, um des großen Sohnes der Gemeinde Menzenschwand zu gedenken, des Malers Franz Xaver Winterhalter, der heute vor 100 Jahren die Augen für immer geschlossen hat. Ein arbeitsreiches und bewegtes Leben lag hinter ihm, in welchem ihm als dem gefeiertsten Porträtmaler seiner Zeit Ruhm und Bewunderung in einem Maße zuteil geworden waren, wie das keinem deutschen Maler des 19. Jh. zu Lebzeiten je vergönnt gewesen ist. Alles was Rang und Namen im damaligen Europa besaß, hat Winterhalter gehuldigt und mit Recht wird er der Prinzen- oder Fürstenmaler genannt; denn die Zahl der von ihm porträtierten Angehörigen des europäischen Hochadels übersteigt weit ein halbes Tausend. Als dem 25jährigen Künstler sein Landesherr, Großherzog Leopold, für das von ihm gemalte Bildnis Lob und Anerkennung zollte, da dürfte der junge Künstler sich kaum haben träumen lassen, daß ihn dereinst der Beifall fast aller gekrönten Häupter Europas erreichen würde.

Doch alle Gunstbeweise konnten unserm Maler nichts anhaben. Sein Altersbildnis zeigt ihn als einen in sich ruhenden Mann, dem jegliches Posieren oder Sich-ins-rechte-Licht-Rücken fernliegt; eine stille Bescheidenheit spricht vielmehr daraus, Erbgut seiner

nie verleugneten Heimat und Herkunft. In seinem Testament hat der Künstler den Gemeinden Menzenschwand Vorderhof und Hinterdorf eine Stiftung von 50 000 Fr. ausgesetzt, die Winterhalter-Stiftung genannt werden sollte, und deren Zinsen zur Unterstützung der Jugend, die nützliche Handwerke, Künste oder Wissenschaften erlernen wollte und teils zur Unterstützung Hilfsbedürftiger und Armer verwendet werden sollten.

F. X. Winterhalter wurde am 20. April 1805 hier in Menzenschwand geboren. Zwei Schwestern, Justine und Theresia, waren vor ihm geboren worden. Am 23. September 1808 erblickte Hermann, als Jüngster der Geschwister, das Licht der Welt. Er blieb wie Franz Xaver unverheiratet und ist diesem ein treuer Freund und Mitarbeiter geworden. In beiden Brüdern muß die künstlerische Neigung schon früh erwacht sein. Der gerade 13jährige Franz Xaver besucht bereits 1818 das Herdersche Kunstinstitut in Freiburg i. Brsg., wo er die Kunst des Lithographierens erlernte; eine eben erst erfundene Technik, die ihm in den ersten Jahren seiner künstlerischen Tätigkeit zum Broterwerb gereichte. Dem jungen Eleven, dessen Talent man inzwischen erkannt hatte, wurde ein großherzogliches Stipendium gewährt, so daß er 1824 an die Münchner Akademie gehen konnte, um sich zum Maler auszubilden. Sein Bruder Hermann begleitete ihn dorthin, gleichfalls in der Absicht, Maler zu werden. Aus dieser Zeit ist uns ein Brief der Brüder an die Eltern erhalten, den ich, obwohl manche von Ihnen diesen



*Franz Xaver Winterhalter,
Selbstbildnis*

kennen werden, doch vorlesen möchte, da er bezeichnend ist für beider liebenswerte Einfachheit und Eifer.

Liebe Eltern, schreibt F. X., verzeiht, daß wir Euch so lange warten ließen. Der Grund ist folgender: Wir wollten warten, bis wir Euch einmal etwas schicken konnten. Weil wir aber mit Arbeit überlastet sind, nämlich am Tage, setzen wir uns nachts hin, die Porträts von uns zu zeichnen. Diese wurden auch fertig, allein sie sind nicht so gut, wie es sich gehört.

Wir können sie nun wieder nicht schicken. Und jetzt ist es schon einige Wochen her, daß in der Akademie auch nachts gezeichnet wird, mit lebenden Figuren in allerlei Stellungen. Da wir uns bei dem neuen Direktor, Herrn Cornelius, auch wieder

aufnehmen ließen, so müssen wir nun bestimmt zum Zeichnen kommen. Das Porträt der Frau Herzogin von Leuchtenberg ist fertig. Es ist so ausgefallen, daß darüber und auch über ein Bildnis, das ich nach einem Galeriemalde auf Stein zeichnete, ein Lobesartikel im „Morgenblatt“ erscheinen wird.

Herr Stieler sagte immer zu uns, die Zeichnung sei für die Frau Herzogin selbst. Als sie aber fertig war, teilte er uns mit, sie sei für ihn gewesen. Nun konnten wir nicht soviel Geld verlangen. Ich erbat also 18 Louisdors. Ich will sehen, ob er es gibt oder nicht. Jetzt malt mein Bruder ein Porträt von der verstorbenen Tochter eines Generals. Dreißig Louisdors sind vereinbart. Wenn das Porträt der



Geburtshaus des Künstlers in Menzenschwand

Foto: Stadelmann

Herzogin von Leuchtenberg abgedruckt ist, werden wir sofort einen Abdruck schicken.

Jetzt lebt alle wohl! Ich wünsche, daß Ihr in jedem Brief soviel Angenehmes sagen könnt wie im Letzten, der mich sehr erfreut hat.

Euer Sohn Xaver.

Diesem am 3. Dezember 1825 datierten Brief fügt Hermann hinzu:

Ich weiß, liebe Eltern, weiter nichts zu schreiben, als was Xaver bereits geschrieben hat. Aber ich muß Euch herzlich danken für Eure Liebe und Fürsorge für mich, wovon Euer letzter Brief mir Kunde gab. Ich freue mich herzlich, daß es noch nicht so weit gekommen ist, daß ich Euch um Beihilfe für meine Existenz zu bitten nötig hätte. Wir erwarten nun wieder recht baldige Nachricht. Ich grüße Euch alle herzlich. Euer dankbarer Sohn Fidel W.

Ein schönes Zeugnis der Anhänglichkeit der jungen Männer an ihr Elternhaus. Beide sind, wie wir hörten, im Porträtfach tätig und der erwähnte Maler Stieler ist der damals große Bildnismaler Münchens gewesen, dem Franz Xaver für seinen Werdegang Entscheidendes verdankt.

Nach beendetem Studium siedelte Winterhalter 1828 nach Karlsruhe über, wo die junge Markgräfin Sophie alsbald seine Schülerin wurde und wo er drei Jahre später mit dem eingangs erwähnten Bildnis Großherzog Leopolds, seinen ersten bedeutenden Erfolg erzielte. Er malte seine Schülerin als Großherzogin in einem Staatsbild und in einem intimeren Gemälde, das seine edle Gönnerin mit ihrem Sohn Wilhelm in einer Landschaft zeigt. Außerdem entstanden Bildnisse weiterer Mitglieder der großherzoglichen Familie. Sie alle weisen eine schöne Frische der Beobachtung und ein feines Kolorit auf. Die Erwartungen, die man in das

junge Talent gesetzt hatte, haben sich erfüllt. Winterhalter sen., wie man ihn inzwischen zur Unterscheidung zu seinem jüngeren Bruder nannte, war ein Bildnismaler geworden, mit welchem man in Baden zu rechnen hatte.

Doch Winterhalter unterbrach die sich vor ihm abzeichnende Laufbahn, um, abermals mit einem großherzoglichen Stipendium ausgestattet, nach Italien zu ziehen, das jeder damals etwas auf sich haltende Künstler besucht haben mußte; denn Italien vor allem Rom, galten als die Heimat der Künste schlechthin. Von 1833 bis 1834, also gut ein Jahr, währte der Aufenthalt, in dessen Verlauf unser Maler sich ein neues Gebiet für sein Schaffen erschloß: das italienische oder römische Genre. Der Erfinder dieser italienischen Volksdarstellungen ist der französisch-Schweizer Leopold Robert gewesen, der mit seinen Bildern ebenso europäische Berühmtheit erlangt hat wie bald darauf Winterhalter mit seinen Porträts. Es ist bezeichnend für Franz Xaver Winterhalter, wie rasch er sich dieses Genre zu eigen machen wußte, denn die kleine „römische Genreszene“ in unserer Ausstellung ist schon 1833 in Rom entstanden.

Uns heutigen mag das Ganze vielleicht ein bißchen zu geschönt, zu bunt erscheinen aber Winterhalter traf damit den Geschmack seiner Zeitgenossen, den er übrigens immer zu treffen wußte. So nimmt es dann auch nicht wunder, daß Großherzog Leopold das Bildchen für seine Sammlung erwarb, aus welcher es 1853 in den Besitz der Karlsruher Kunsthalle überging. Der in die Heimat zurückkehrende Künstler aber wurde zum Großherzoglich badischen Hofmaler ernannt.

Trotzdem hielt es Winterhalter nicht lange in Karlsruhe. Noch gegen Ende des Jahres 1834 brach er schon wieder auf, diesmal nach Paris, das soeben im Begriff war, Rom den Rang der führenden Kunststadt Europas abzulaufen. In der Folgezeit werden viele

deutsche Künstler wie ehemals in die Ewige Stadt am Tiber in die Metropole an der Seine einkehren. Hier seien stellvertretend nur zwei Ihnen wohlbekannte Namen genannt: Anselm Feuerbach und Hans Thoma.

Dank der Protektion des Bürgerkönigs Louis Philipp hat Winterhalter als Bildnismaler in Paris rasch Fuß gefaßt. Doch erst der 1837 im Salon ausgestellte „Decameron“ verhalf ihm zu dem erhofften endgültigen Erfolg. Dieses wieder im italienischen Genre ausgeführte Bild, das so sehr den Sitten und Anschauungen der eleganten Welt damals entsprach, hat bei seinem Erscheinen einen Sturm der Begeisterung und des Entzückens hervorgerufen und ist sofort von einem französischen Kunstsammler für die ansehnliche Summe von 10 000.— Fr. erworben worden. Das in der Karlsruher Kunsthalle befindliche und Ihnen aus Reproduktionen bekannte Bild ist eine eigenhändige Wiederholung davon. Dargestellt ist die Eingangsszene von Boccaccios Decameron, wo eine Anzahl schöner Frauen mit einigen jungen Männern vor der in Florenz wütenden Pest auf ein Landgut flüchten und sich dort die Zeit mit Erzählungen jener Geschichten verkürzt, die seit einem halben Jahrtausend die Welt ergötzen. „Es ist wohl nicht möglich“, heißt es in einer Kritik, „in einem so kleinen Raum mehr mannigfaltige Anmut und Schönheit, geistvolle Eleganz und Feinheit zu konzentrieren.“

Indem Winterhalter der verwöhnten Pariser Gesellschaft zeigte, was er auf diesem Gebiet vermochte — und für einen Augenblick überschattete sein Bild auch den Ruhm des kurz zuvor verstorbenen Leopold Robert —, hatte er sich aber für die Porträtmalerei entschieden.

Und nun beginnt jener kometenartige Aufstieg unseres Malers aus Menzenschwand zum berühmtesten Bildnismaler der europäischen Hocharistokratie und europäischen Herrscherhäuser, dessen Erfolg über 35 Jahre lang nicht abriß und dem in seiner Zeit



Franz Xaver und Hermann Winterhalter 1842

Gemälde v. Franz Xaver Winterhalter (Kunsthalle Karlsruhe)



Gräfin Catharina Langenstein

Gemälde v. Franz Xaver Winterhalter 1832 Öl, Foto: Herrmann



Gräfin Luise Langenstein, später Gräfin Douglas Gemälde v. Franz Xaver Winterhalter 1832 Öl, Foto: Herrmann

nichts Vergleichbares an die Seite gestellt werden kann. Er malt den König Louis Philipp, die Königin Amélie, die königliche Familie sowie die Damen und Herren des Hofes. 1840 erhält er den Auftrag, das belgische Königspaar zu malen. Schon im folgenden Jahr ergeht an ihn der ehrenvolle Ruf, ein Bildnis der jungen Königin Victoria von England anzufertigen, und im folgenden Jahrzehnt wird er die Königin, den Prinzgemahl Albert und den Prinzen von Wales noch einige Male porträtieren. Berühmt geworden ist das Bild, welches die königliche Familie auf der Terrasse des Schlosses Windsor zeigt. Von der englischen Presse wurde dieses Gemälde allerdings wegen der schlecht gemalten Hände, wie es heißt, kritisiert. Doch gerade in England erfreute sich der Künstler großer Beliebtheit und in den zahlreichen Adelsitzen des Landes dürften noch viele unbekannte Werke seiner Hand aufzufinden sein. Winterhalter malt die junge Kaiserin Elisabeth von Österreich in mehreren Bildern, darunter jenes, das sie im offenen Haar darstellt und das der kaiserliche Gemahl Franz Josef über seinem Schreibtisch anbringen ließ. Die russische Zarin wird von ihm gemalt, Königin Isabella von Spanien: die Bildnisse beider befinden sich in unserer kleinen Ausstellung. Das preußische Königspaar läßt sich von Winterhalter malen, der Adel in Deutschland, Österreich, Rußland und von vielen anderen Ländern Europas. Und als 1856 Napoleon III. das zweite Kaiserreich in Frankreich begründet, wird Winterhalter auch jetzt der bevorzugte Maler bei Hofe. Wer denkt nicht, wenn der Name unseres Künstlers genannt wird, zugleich an die schöne Kaiserin der Franzosen, an Kaiserin Eugénie, deren Erscheinung Winterhalter in mehreren Bildern festgehalten hat, am herrlichsten vielleicht in jenem Kolossalgemälde, das die Kaiserin im Kreise ihrer Hofdamen im Park vom Compiègne darstellt. Die

Komposition erinnert von fern an die des Decamerone, doch ist die Farbe lichter und leichter geworden. Wie die Blumen in einem Teppich, so breiten sich die weiten Krinolinen der Damen im Bilde aus.

Als einen Stern aus dem Norden rühmt ihn ein Kritiker auf einer 1846 in Mailand stattfindenden allgemeinen Ausstellung, als einen Fixstern, den eine Menge von Planeten und Trabanten zu jeder Stunde umkreisen, die er jedoch nicht beleuchtet, sondern vielmehr verdunkelt. Trotz jener unzähligen Verpflichtungen, welche den Künstler durch ganz Europa führten, hat er in häufigen Aufenthalten in Baden-Baden immer wieder die Verbindung zu seiner badischen Heimat und zu der Familie seines Landesherren, so Großherzog Leopold und Großherzogin Sophie, seinen ersten erlauchten Gönnern, aufrechterhalten. Hier entstand 1854, zwei Jahre nach dem Tode des Großherzogs das Bild seiner verwitweten Gemahlin, das zu den besonders feinsinnigen Gemälden des Künstlers rechnet. Hier auch hat er zahlreiche Skizzen des preußischen und russischen Adels angefertigt, die er dann in seinem Pariser Atelier mit Hilfe seines Bruders Hermann vollendete.

Schon gegen Ende der dreißiger Jahre hat Franz Xaver seinen Bruder nach Paris nachkommen lassen, wie in Vorausahnung der ihn bald erwartenden Überfülle an Arbeit. Bei den sich ständig mehrenden Aufträgen seiner ins Riesenhafte gewachsenen Kundschaft war Winterhalter schließlich auf fremde Unterstützung angewiesen, die ihm Hermann, der auch als Maler und Porträtist tätig war, in aller Selbstverleugnung angeeignet ließ. In vielen Gemälden geht der äußere Apparat des Kostüms und der Requisiten auf Hermann zurück, der schließlich auch die vielfach verlangten Kopien der Porträts angefertigt hat. Am Anbeginn dieser brüderlichen Arbeitsgemeinschaft hat Winterhalter 1840 in Paris das bezaubernde



Kaiserin Eugénie mit ihren Hofdamen

Museum Compiègne Öl, Fr. X. Winterhalter, Foto: Rothmann

Doppelbildnis von seinem Bruder und sich gemalt, das wir heute auch in unserer kleinen Ausstellung bewundern können.

Durch einen Glücksfall gelangte es vor einigen Jahren in den Besitz der Staatlichen Kunsthalle zu Karlsruhe. Die enge menschliche Verbundenheit der beiden Brüder, welche wir schon in ihrem Brief vernommen haben, klingt hier aufs innigste an. Hierin wie in der heiteren Offenheit ihres Wesens und der frischen malerischen Wirkung liegt der besondere Reiz der so unmittelbar zu uns sprechenden Darstellung. Und es wird einem angesichts des Bildes verständlich, daß Winterhalter mit seinem Charme alle Welt bezaubert hat, namentlich die Damen; so ist es auch nicht von ungefähr, daß Winterhalter vor allem der Maler schöner Frauen und Mädchen geworden ist. „Lieber Winterhalter“, schreibt in den fünfziger Jahren die Gattin des österreichischen Gesandten am französischen Kai-

serhof, Fürstin Metternich, als der Künstler auch in den Fünfziger war,

„Lieber Winterhalter! Sie beschämen mich mit Ihrem so freundlichen Anerbieten, indessen kann ich Ihnen nur zusagen, indem mir damit Gelegenheit geboten wird, ein Stündchen in Ihrer, mir so angenehmen Gesellschaft zuzubringen, und ich zu egoistisch bin, um mir diese Freude zu versagen. — Befehlen Sie, wann das Modell zu kommen hat! — Ich stehe Ihnen zur Disposition von Donnerstag angefangen. Ich werde sodann mit gewünschter Coiffüre und mehreren Kleinigkeiten und Blumen erscheinen; ich überlasse Ihnen meinen Kopf und werde meinerseits nur so gut als möglich posieren, und sonst keinen Willen haben. — Zu welcher Stunde, an welchem Tage, steht Ihnen wie natürlich, vollkommen frei. Mit den herzlichsten Grüßen, Fürstin Metternich.“



Großherzogin Sophie v. Baden, geborene Prinzessin von Schweden 1801–1865

Öl Fr. X. Winterhalter 1854

Kann man sich einen schöneren Beweis von der gewinnenden Persönlichkeit unseres Malers denken und der Art, wie er seine hochgestellten Modelle zu nehmen wußte?

Man hat getadelt, daß Winterhalter in seinen weiblichen Bildnissen am kostümlichen Arrangement bisweilen zuviel des Guten gegeben habe. Wer möchte ihm das verübeln, da zweifellos manche seiner reizenden Auf-

traggeberinnen ihre kostbare Garderobe recht ins Bild gerückt zu sehen wünschte. Und welch beschwingte Robe war es auch, die damals die modische Silhouette der Damen bestimmte, die von der Kaiserin Eugénie hoffähig gemachte Krinoline! In den besten seiner Werke weiß Winterhalter jedoch das rechte Maß zu wahren. In ihnen vereint sich die Feinheit der malerischen



Bildnis der Zarin Marie Alexandrowna von Rußland

Öl Fr. X. Winterhalter (Staatl. Kunsthalle, Karlsruhe)

Ausführung mit der Anmut und Eleganz der Dargestellten in schöner Vollendung. Die Damen mochten ihm das wohl danken und vielleicht wußten sie, daß unter seinem schmeichelnden Pinsel die schöne Wirklichkeit zuweilen noch übertroffen wurde. Und sie haben es ihm zu danken gewußt, wie wir einem Brief der Gräfin Tolstoi, Hofdame der Zarin Marie Alexandrowna entnehmen:

„Die Porträts sind vorgestern angekommen (von der Zarin und dem Zar). Ich habe sie mit Geschick und in gutem Licht ausgestellt, und erst dann sind Ihre Majestäten eingetreten. Ich wollte den ersten Eindruck sehen, um ihn Ihnen, mein lieber Herr Winterhalter, mitzuteilen. Also, Sie müssen zufrieden sein, denn der Kaiser und die Kaiserin waren beide ent-

zückt und wußten nicht, welchem der zwei Porträts den Vorzug zu geben, jeder begeistert von dem seinigen. — Aber es gab noch eine größere Ausstellung, und unter den zahlreichen Gästen hat der deutsche Kaiser Ihre Werke sehr bewundert und uns erzählt, daß Sie ihn in zwei Sitzungen gemalt haben. Die Meinungen über die Ähnlichkeit der zwei Porträts waren geteilt, wie üblich, aber der Enthusiasmus für die Schönheit der Malerei war allgemein und einstimmig. Ich selbst glaubte mich, wenn ich die schönen Bilder betrachtete, in dem schönen Petersthal, wo wir so schöne Tage verbracht haben. Ich wünschte nur, daß Sie sie auch nicht vergäßen und daß diese Erinnerung Sie eines Tages nach St. Petersburg brächte, wo Sie dieselben Freunde wiederfinden werden . . . Der Kaiser wiederholte mir soeben: Ich bin entzückt von den zwei Porträts.“ „Hoffentlich auf Wiedersehen, lieber Herr Winterhalter. Ich drücke Ihnen die Hand und bitte Sie, mich Ihrem Bruder zu empfehlen.

Jugenheim, 26. Juli E. A. Tolstoi.“

Dieser in so warmherzigen Ton gehaltene Brief wirft noch einmal ein Licht auf die Zuneigung, die Winterhalter allenthalben entgegengebracht worden ist: von den Freunden, welche ihn in Petersburg erwarten werden, ist die Rede und das ist zweifellos keine Phrase. — Wir hören aber auch von der raschen Arbeitsweise des Künstlers, wenn der deutsche Kaiser rühmend erwähnt, daß sein Bildnis in zwei Sitzungen vollendet gewesen sei. Es dürfte sich dabei jedoch lediglich um eine Skizze gehandelt haben, die dann später erst ausgearbeitet wurde. Den hohen Herren war jedenfalls das lange Sitzen weniger angenehm als den Damen, die die unterhaltende Gesellschaft des Künstlers so sehr zu schätzen wußten, wie wir ja aus den Worten der Fürstin Metternich wissen.

Das Porträt der Zarin schließlich, von welchem die Gräfin Tolstoi spricht, ist uns vermutlich in einer Kopie von Hermann Winterhalter überliefert, die sich in unserer Ausstellung befindet. Lebensgroß, in dreiviertel Ansicht leicht nach rechts gerichtet, steht die Zarin Marie Alexandrowna, eine geborene Prinzessin von Hessen-Darmstadt, vor uns. Ihr ebenmäßiges Gesicht, von dunklen Haarflechten umkränzt, in die Perlen gebunden sind, wendet sich auf schlankem Hals dem Betrachter zu. Ein kaum merkliches Lächeln umspielt den Mund während die Augen versonnen blicken. Hoheit und menschliche Würde sprechen aus diesem Bildnis, um geeignenden Abstand zu wahren. —

Von den letzten Lebensjahren des Malers ist nun rasch berichtet. Der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71, dessen Ausbruch den Künstler vermutlich in der Schweiz überraschte, wo er Erholung von der anstrengenden Arbeit suchte, veranlaßte die beiden Brüder, sich 1871 in Karlsruhe niederzulassen. Mit dem Untergang des französischen Kaiserreiches war auch jene Gesellschaft dahingegangen, die den Künstler einst in Frankreich so enthusiastisch aufgenommen hatte; und es ist bezeichnend, daß eine der führenden französischen Kunstzeitschriften, die Gazette des Beaux Arts, seinen Tod lediglich mit Angabe des Datums erwähnt, mit sonst nichts: im Frankreich der II. Republik war für Winterhalters Kunst kein Platz mehr. — Über Winterhalters weiteres Schaffen in Karlsruhe sind wir nicht unterrichtet. Bei einem Freundesbesuch in Frankfurt am Main erkrankte er am Typhus und starb dort daran am 8. Juli 1873 im Alter von 68 Jahren. Sein Bruder Hermann überlebte ihn um 17 Jahre. Der einstige Liebling der Fürsten Europas hinterließ ein Vermögen von zweieinhalb Millionen Mark damaliger Währung.

Es war, so darf man sagen, ein gütiges Geschick, das unseren Künstler in jenem Mo-

ment abgerufen hat. Denn auch in Deutschland bereitete sich allmählich ein Wandel des Geschmacks vor. Die Zukunft gehörte anderen Künstlern wie dem dramatischen Franz Lenbach oder dem schlichten Hans Thoma, der bedeutende Sohn der Menzenschwand benachbarten Gemeinde Bernau. (Winterhalter und Thoma waren übrigens über ihre Mütter miteinander verwandt.) Winterhalters Zeit war abgelaufen, es ist ihm erspart geblieben, das zu erleben.

Blicken wir zurück auf diesen Lebensweg, so müssen wir die gewaltige Arbeitskraft des

Malers ebenso bewundern wie den sicheren Takt, mit welchem Winterhalter die sich ihm gestellte Aufgabe gelöst hat. Denn das Bildnis, das er uns von seiner Zeit überliefert hat, ist nicht nur schön und elegant, sondern in seinen besten Werken auch menschlich empfunden. Als schönes und bleibendes Zeichen bewahrt die Kunsthalle in Karlsruhe das Doppelbildnis der Brüder Winterhalter auf, das zu den besonders eindrucksvollen Porträts in ihrer Sammlung rechnet. Dafür haben wir ihm zu danken, nicht nur am heutigen Tag, sondern auch zukünftig.

Schwarzwald

*Die hohen Tannen sind wie Saiten
drin spielt der Wind sein wildes Lied,
und durch das wirre Netz der Äste
das Mondgesicht gespenstisch sieht.*

*Tief aus des Dickichts blauem Dunkel
blickt dich Geheimnis fragend an,
wie du auch läufst, du hörst die Schritte
von Hexe, Gnom und wildem Mann.*

*Die Nebel schweben aus den Tälern
und wandeln sich in Vielgestalt,
in Menschen-, Tier- und Fabelwesen —
und dann ist alles wieder Wald.*

*Und ohne Ende geht das Rauschen
wie Orgel- und wie Stimmenschwall,
der wilde Jäger stürzt zu Tale,
und vor ihm tost der Wasserfall.*

*Felsblöcke stehen wie Giganten,
sie stehen wie in Ewigkeit,
die Wasser aber gehn die Wege
der Zeit in die Vergänglichkeit.*

Otto Gillen

Furtwangen

Bildnis einer Stadt des Hochschwarzwaldes

Von Christian Baumann, Staufen

Es ist noch immer richtig, daß „Brigach und Breg die Donau zuweg“ bringen, aber ebenso richtig ist die Feststellung, daß die Breg, entspringend in 1100 m ü. d. M. unterhalb der Martinskapelle, der längste Quellfluß der Donau ist und daß mithin diese Quelle auf Furtwanger Gemarkung den topographischen und geographischen Anspruch hat, die eigentliche Donauquelle zu sein. Wo sie, nachdem sie als flinker Forellenbach den Katzensteig durchmessen hat, sich mit der hinteren Breg vereinigt, die ihr das Wasser vom Staatsberg, aus dem Hohtal und aus dem Mäderstal zuführt, liegt Furtwangen, das in diesem Jahre sein 100. Jubiläum der Erhebung vom Marktflecken zur Stadt begehen kann. Schon lange vor 1873, dem Verleihungsjahr seiner Stadtrechte, war es die größte Gemeinde innerhalb der Amtsbezirke Triberg und Neustadt gewesen, ein Mittelpunkt der Landschaft hinter der europäischen Wasserscheide, ein Ort von kultureller, siedlungsgeschichtlicher und volkskundlicher Bedeutung. Immerhin hatte Furtwangen, als es durch Großherzogliche Entschlie-ßung zu städtischem Rang aufrückte, bereits 3025 Einwohner. Heute hat es sich demgegenüber in einem Maß vergrößert, wie es kaum zu erwarten war; seine Einwohnerzahl bewegt sich, unter Einschluß der eingemeindeten Ortschaften Neukirch, Schönenbach und Linach, auf die 11 000 zu. Aus dem kleinen Flecken am Ursprung der Donau ist ein gewichtiges wirtschaftliches Zentrum geworden, die Stadt auf dem Walde.

Es soll nicht Aufgabe dieses Aufsatzes sein, die Entwicklung des Ortes aus seinen bescheidenen, bäuerlichen Anfängen heraus bis zu seiner heutigen industriellen Schwere-gewichtigkeit aufzuzeigen; vielmehr soll eine

ihm heimatlich verbundene Würdigung, eine laudatio seines Genius loci versucht werden. Dieser ist es, der der Stadt, obwohl sich ihr Gesicht während der letzten Jahrzehnte stark verändert hat, ihre gewachsene Schlichtheit und ruhige Klarheit bewahrte: Inmitten einer Landschaft von prägender Kraft, im starken Atem der Wälder, ist die kleine Stadt an den Quellbächen der Breg entstanden; Berg und Wald bestimmen noch immer das Bild des heute Gewachsenen, so daß das Furtwangen von 1973, trotz vieler und ansehnlicher Zeugen modernen Bauwillens, noch im guten Sinn ländlich anmutet, echten Hochschwarzwaldcharakter hat. Die alte Zeit ist hinter der neuen zurückgetreten, aber sie schaut noch aus den kleinen Fenstern der alten Häuser mit den Schindelwänden, keineswegs wehmütig, eher in der heiteren Gelassenheit des Erfüllten. Eines Tages werden auch sie verschwunden sein, tempora mutantur, aber der Genius loci des Hochtales wird seine prägende Kraft behalten, auf die Menschen und ihr Werk.

Gleichwohl, der Ort hat sich seit den Tagen seiner Stadtwerdung verändert, in Jahrzehnten mehr, als dies früher einer um Vielfaches längeren Zeitspanne möglich gewesen wäre. Vor 100 Jahren, zu Zeiten der Großväter, wurde der Verkehr noch pferdebespannt abgewickelt, und die Leute waren gewohnt, auf Schusters Rappen beträchtliche Entfernungen zurückzulegen, viele von ihnen tagtäglich. Sommers hüteten barfußige Hirtenbuben das Vieh auf den Bergweiden, und winters bimmelte noch Schlittengeläute die Fahrwege entlang. Die Menschen führten ein einfaches, arbeitsames Leben, noch wenig berührt vom Fortschritt der angebrochenen neueren Zeit, womit nicht gesagt ist, daß ihr Alltag tatsächlich um vieles



Eigentum & Verlag von J. Dörwald

lith. & Druck von G. Kerschbaum & Sohn

FURTWANGEN.

Furtwangen im 19. Jahrhundert

ärmer war als der unsrige. Die Stadt hat sich entwickelt und man kann sagen, daß diese Entwicklung mit der Zeit, den geographischen und soziologischen Voraussetzungen entsprechend, Schritt gehalten hat. Längst ist sie über ihr altes Weichbild entlang der in die Täler führenden Straßen hinausgewachsen, neue Straßenzüge haben, überall hangaufwärts, neue Wohngebiete erschlossen; zu den alten Furtwanger Geschlechtern sind Menschen aus entfernteren Teilen Deutschlands gestoßen, und es ist sicher, daß sich die zur Assimilierung fähige Kraft der Heimat an ihnen bewährt hat.

Zum Bilde jedes Gemeinwesens gehört auch der Blick auf seine geschichtliche Vergangenheit, denn jede Generation steht in der Kontinuität einer Ahnenreihe, jedes Heute steht auf den Schultern eines Gestern, zu dem es sich bekennen muß. Die Weltabgeschlossenheit, der tote Winkel, bewahrte die Menschen der Furtwanger Vergangenheit nicht davor, das jeweilige Zeitschicksal mittragen und den Schicksalsweg europäischer Geschichte am eigenen Leib miterleben zu müssen. So einsam und versteckt lag kein Wälderhof und keine Holzfäller-

hütte, als daß deren Bewohner nicht auch, mehr oder weniger, vom unruhigen Wellenschlag des allgemeinen Geschehens erfaßt worden wären. Immerhin, es konnte sich im Gebiet des oberen Bregtals seit über tausend Jahren stetiges Wachsen vollziehen, wenn auch die Jahrhunderte nicht so viele einschneidende und alles verwandelnde Aspekte enthielten wie das letzte, genauer gesagt die Zeit seit der beginnenden Industrialisierung. Man soll sich nicht täuschen, es waren gar nicht immer die beschaulichen Tage der guten alten Zeit, die das Leben der Leute im hohen Schwarzwald beschirmten. Kriegsgeschrei hallte häufig durch die Täler, Seuchen wüteten, Not und Elend drohten, der Kampf mit den Elementen forderte Opfer, Feuersbrünste zerstörten mühsam erworbenen Besitz, und bedrückende Armut war Lebensbegleiter vieler Generationen. Die Menschen des Waldes wußten von Kindesbeinen an, daß das Leben sie hart fordern würde, daß allein unverdrossener Fleiß, verbunden mit Anspruchslosigkeit und zuversichtliches Festhalten am Überlieferten ihren Alltag bestimmen dürfe. Hinzu kam das unerschütterliche Vertrauen auf göttliches Walten, das

seinen Ausdruck in schlichter Bauernfrömmigkeit fand. Der bäuerliche Rhythmus war es auch, der das Leben in den Hochtälern Jahrhunderte hindurch bestimmte. Er gewährte den Menschen ein einfaches Auskommen, aber schenkte ihnen nichts. Man wußte, daß man sich zweierlei Erfordernissen beugen mußte: genügsam zu sein und hart zu arbeiten. Tat man es nicht, so konnte man am Hungertuch nagen. Die Leute da oben praktizierten beides, mit Zähigkeit und Geduld, ohne sich ihrer Tugend zu rühmen. Vorbildlich, auch noch für jede wie auch immer geartete Zukunft, haben sie zu bestehen gewußt, bis die steinige Erde der Heimat sie zu letzter Ruhe aufnahm.

Hermann Eris Busse spricht in seiner „Volkskunde von Baden“ unterscheidend von Stromalemännern und Waldalemännern, von umweltbedingten verschiedenen Ausprägungen des Stammes, der nach der Landnahme vorchristlicher Zeit unsere Heimat besiedelte. Während erstere in der offenen Ebene die hohe Kunst vergangener Jahrhunderte schufen, brachten letztere im bewaldeten Gebirge und auf den Hochflächen eine lebensvolle bodenständige Volkskunst hervor. Man geht kaum fehl in der Annahme, daß das Gebiet der Wasserscheide mit zu dem frühesten im Schwarzwald gehört, das menschlicher Fuß in der Absicht betrat zu bleiben, und menschliche Hand rodete, um Heimat zu schaffen. Hier oben, in einem ausgedehnten Bereich, dessen zentraler Ort Furtwangen wurde, erfuhr das Waldgesicht des Stammes seine deutlichste Ausprägung. Die Einsamkeit, das rauhe Klima und der karge Boden bedingten seine Daseinsäußerungen ebenso sehr, wie die dem Stamme eigene schöpferische Fähigkeit und Gründlichkeit, verbunden mit Zähigkeit und grüblerischer Inbrunst, seine bäuerlich orientierte Kunstübung bestimmte. Diese ist, wo wir sie antreffen, ganz von Eigenem erfüllt: Der Schwarzwälder lernt gern am Fremden, aber er ahmt nicht nach; er schafft Neues daraus

und dies — wiederum stammesbedingt — mit schwerblütigem Eigensinn. Busse spricht in der Romantrilogie „Bauernadel“ vom schlafenden Feuer in der Seele des Waldalemannen, von einer stillen aber stets glühenden Dämonie, die weit in die Zeiten zurückreicht. Der Bauer früherer Jahrhunderte im Katzensteig, im Schützenbach, im Hexenloch und Wolfsloch und wo auch immer in Tälern, Gründen und auf Hochflächen, wußte noch um Zauber- und Segensprüche, um heidnische Runen und Ritzzeichen. Daran sollte man denken, wenn man heute, in fortschrittlicherer aber auch oberflächlicherer Zeit, die uralten Höfe um Furtwangen betrachtet mit ihren altersbraunen Holzwänden und dem mächtigen, zur Erde herabgezogenen, alles beschützenden Dach. — Ein weiterer stammesbedingter Wesenszug der Schwarzwälder wird im Furtwanger Bereich offenbar: Machte die unwirtliche Landschaft die Menschen schweigsam, zurückhaltend allem Fremden und Lauten gegenüber, machte der düstere Ernst der Wälder manche schwermütig, so verlieh ihnen die Heimat aber auch Besinnlichkeit und von Phantasie genährte Zielstrebigkeit. Und keineswegs dämpften Stille und Weltabgeschiedenheit den Unternehmungsgeist und die Neugier der Begabten, bei denen häufig der Drang nach der Ferne den Wunsch nach heimatlicher Geborgenheit überwog. Die Unruhe, aus den dunklen Horizonten in die weite Welt zu fahren, sitzt vielen Schwarzwäldern im Blute, und so sind im Laufe vergangener Jahrhunderte auch viele Furtwanger zu fremdem Ufer aufgebrochen, ausgewandert, nach Amerika oder donauabwärts, und es wäre der Mühe wert, die Spuren der Nachkommen zu suchen. Nicht jedem freilich ist der Flug in die lockende Ferne geglückt; mancher kam mit gelähmten Schwingen zurück, mancher versank und verdarb. Andere wieder konnten sich draußen Rang und Geltung verschaffen und Vermögen erwerben. Eines ist

keltischer Zeit, also vor Christi Geburt, bekannt war. Der Name des Flusses Breg ist eindeutig keltisch. Die erste urkundliche Erwähnung der Kelten durch Herodot besagt, daß ihre Heimat an den Quellen der Donau liege („...sie strömt durch ganz Europa, von den Kelten an, dem äußersten Volk...“). Mit Sicherheit spielte die Möglichkeit eines Paßübergangs zwischen Baar und Rheingebiet eine Rolle für die Römer während des Zeitraums von über 200 Jahren, in denen sie das Dekumateland besetzt hielten. Auf das Jahr 275 n. Ch. ist ein Fund römischer Münzen bei Furtwangen zu datieren, und Brigobanne (Hüfingen) war wichtiger römischer Stützpunkt, Kastell an der Römerstraße Randen/Rottweil. Nachdem im 3. Jhdt. die Alemannen den Limes durchbrochen hatten, fanden, bis ins 4. Jhdt. hinein, noch Kämpfe zwischen ihnen und den Eroberern aus dem Süden statt: Ausonius, römischer Dichter zu Kaiser Valentians Zeit — er hat auch die Mosellandschaft besungen — war anlässlich des letzten Alemannenfeldzuges (368 n. Ch.) in der Gegend des Donauursprungs und schrieb die fragmentarischen Verse über Bissula, das liebevolle Alemannenmädchen („Bissula, drüben zu Haus, dort überm eisigen Rheinstrom — Bissula, die oft belauscht heimlich der Donau Quell — blau die Augen, blond auch ihr Haar...“). Der Schwarzwald, *mons abnoba*, war damals noch unwegsam, und das Bild des *Bregtales* wich bezüglich Flora und Fauna von dem des späteren Mittelalters und der Neuzeit ab; die Hänge waren noch nicht mit Tannenwäldern, sondern mit Mischwald besetzt, die Niederungen vermutlich sumpfig. Luchs, Wildkatze, Bär und Wolf hausten noch in der urwaldähnlichen Wildnis (der letzte Bär wurde 1590 bei Hammereisenbach, der letzte Wolf 1805 im Bregtal erlegt). — Die folgenden Jahrhunderte brachten die Christianisierung, hauptsächlich getragen von den fränkischen Königen nach Chlodwigs Sieg über die Aleman-

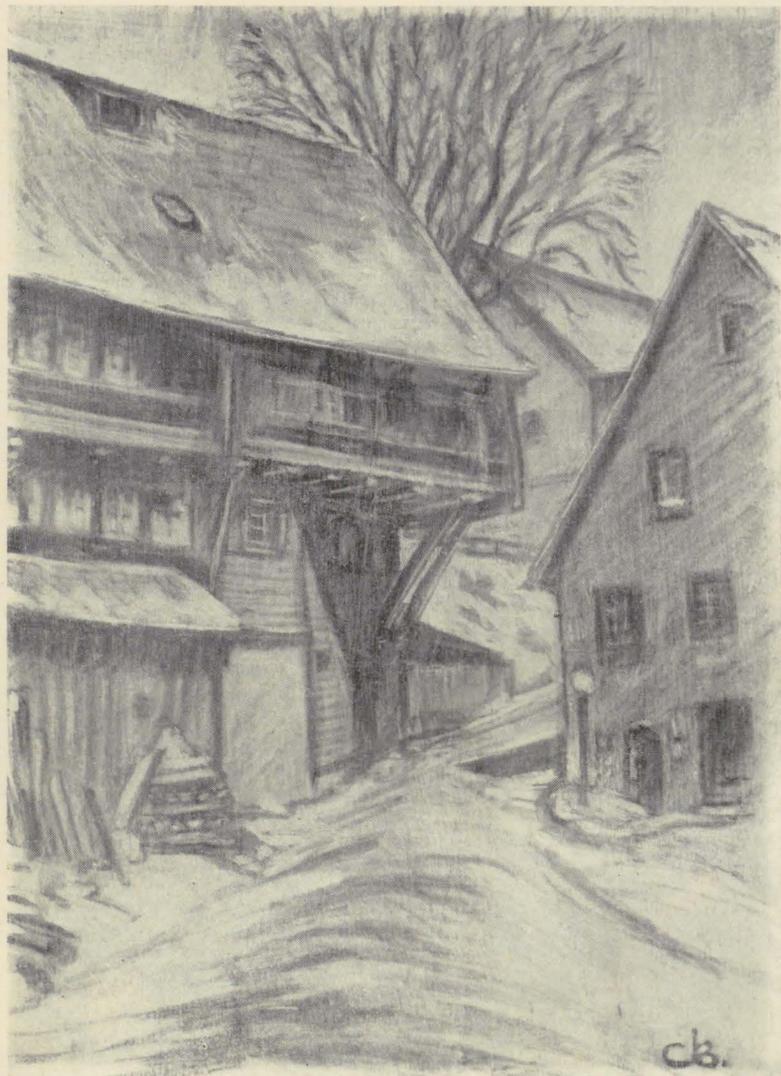
nen (496 n. Chr.); es dauerte jedoch 3 Jahrhunderte, bis das widerspenstige Alemannenvolk (durch Pippin, Karls d. G. Vater) entscheidend niedergedrungen war. Das alemannische Stammesbewußtsein erlosch jedoch nie. Was das Gebiet um das heutige Furtwangen betrifft, so ist das Bestehen einer kleinen Siedlung im 7. Jhdt. wahrscheinlich. Jedenfalls datiert aus dem Jahre 805 die Schenkungsurkunde des fränkischen Adligen Chadaloh über den Weiler Wangen mit Kirche, an das Kloster St. Gallen. Als weiterer Beweis früher Besiedelung — „vorsanktgeorgisch“ sagt der Furtwanger Heimatforscher A. Hettich — kann das Vorhandensein einer Befestigungsanlage aus Stein, das sog. Heidenschloß, gewertet werden, deren Erstellung auf der Kolmenhöhe — also in unmittelbarer Nähe des vom Furtwängle herüberverlegten, weil günstigeren, Paßüberganges — auf das 8. Jhdt. deutet. Ob ihr Name auf die Zeit vor der Christianisierung schließen läßt, ob sie am Ort einer keltischen Fliehbürg errichtet wurde oder ob die Bezeichnung eine einfache lokale Erklärung finden kann — auf der Heide am Kolmen —, sei dahingestellt. Jedenfalls waren noch um 1813 Überreste des Heidenschlosses sichtbar, und seit 1821 ist es, sinnbildhaft von zwei Tannen flankiert, Furtwanger Gemeindewappen; die anfängliche Umschrift „Vogtey Furtwangen“ ist im heutigen Siegel nicht mehr enthalten.

Aus diesen frühen Anfängen heraus tritt im 13. Jhdt. der Ort Furtwangen ins hellere Licht der Geschichte. Um 1220 unternahm das Benediktinerkloster St. Georgen Großrodungen auf dem Walde. Vom Katzensteig ausgehend, wo auch heute noch die ältesten Höfe der Gemarkung stehen, bildete sich gegen Ende des Jahrhunderts ein Dorf mit Lehensgütern und Höfen. Für die vermutliche Zahl von 600 Einwohnern erstand, um

Bild rechts: Alte Sägemühle im Hexenloch

Das Klischee zu nebenstehendem Bild wurde uns dankenswerterweise vom Verlag Weidlich, Frankfurt überlassen.





Das „Brosihus“ am Hasenweg

Holzradierung des Verfassers

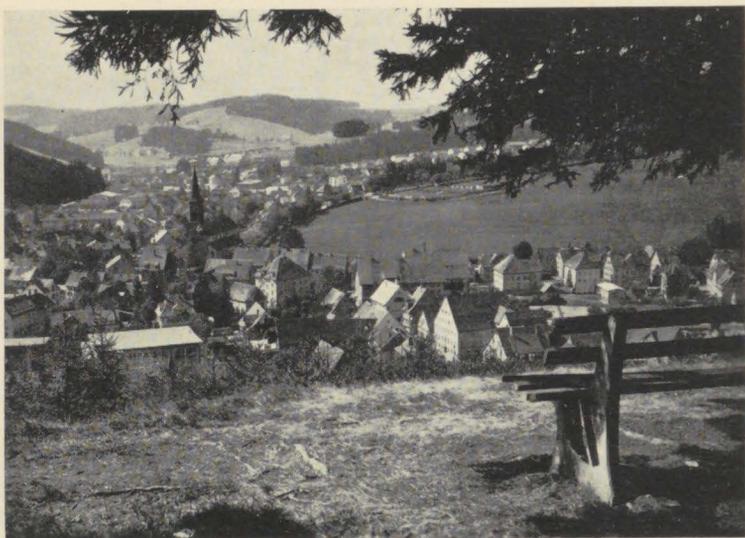
1300, in Verbindung mit St. Georgen, die zweite Kirche. Die Äbte hielten Gerichtsversammlungen ab und zogen den Zehnten ein. Es wird berichtet, daß Furtwangen schon 1179 im Besitz des Kloster war, einer Gründung von 1084 zu Ehren des heiligen Georg, („... aller Zehend ze Furtwangen hört dem gotzhus zu sant Georgen.“) und 1397 heißt ein dem Kloster gehörender Hof im Katzen-

steig Fronhof; ein weiterer Ding-, bzw. Zehnthof befand sich in Schönenbach.

Ein bedeutsames historisches Ereignis für Furtwangen brachte das Jahr 1355; das Haus Habsburg erwarb zu seinen vielen bisherigen Besitzungen am Oberrhein u. a.

Bild rechts: Die Donauquelle unterhalb der Martinskapelle Klischee: Verlag Weidlich, Frankfurt





*Furtwangen
im 20. Jahrhundert*

auch die Herrschaft Triberg. So wurde Furtwangen — mit Gütenbach, Neukirch und Rohrbach — vorderösterreichisch und blieb es, bis 1806 das Großherzogtum Baden geschaffen wurde. Langsam aber stetig kam Leben in die *vasta silentia*, die schweigende Einöde des Waldes. Der Name „Schwarzwald“ erscheint erstmals (868) in einer Urkunde des St. Gallener Klosters („... in saltu Svarzwald“) und später (1025) in der *Historia Nigrae Silvae* des Abtes Gerbert von St. Blasien („... in foresto quid dicitur schwarzwald“.) Aus den Zeiten zwischen der sanktgeorgischen Rodung und dem Jahr der Erstellung der dritten Kirche, am selben Ort 1730, spiegelt sich nicht allzu viel in den Chroniken; das wenige wirft Schlaglichter auf die allgemeine Unsicherheit und Bedrohtheit der Menschen im Weltgeschehen. 1524 wurde, mit dem gesamten Bregtal, auch Furtwangen in die Unruhen des Bauernkrieges verwickelt. Plünderungen waren häufig, manche Bauern schlossen sich der Erhebung an; Burg Zindelstein wurde zerstört. Der Obervogt der Herrschaft Triberg schrieb u. a. von 12 Furtwanger Bauern, sie seien „namhaft Schriger“. 1630,

1639 und 1640, in den Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges, wurde Furtwangen erneut geplündert; im allgemeinen war das Schicksal den Menschen im schwer zugänglichen Gebirge wohl gnädiger als denen der offenen Baar. Die alten Furtwanger Familien der Dilger, Ketterer, Fehrenbach, Fallner, Dold u. a. starben nicht aus. Aus dem 16. Jhd. datieren die ältesten, noch erhaltenen Hofbauten der Gemarkung; es sind die volkskundlich als Typ des Heidenhauses bezeichneten Bauernhöfe, wuchtige Holzgefuge, Konstruktionen alter Zimmermannskunst, ihrem Charakter nach eher abweisend als einladend. (Einer davon, der ehemalige Hippenseppenhof, steht heute als Baudenkmal im Gutacher Freilichtmuseum neben anderen Schwarzwaldhaustypen.) Es ist anzunehmen, daß diese mächtigen, kaminlosen bäuerlichen Wohnstätten z. Tl. am Platz der ersten oder zweiten Hofbauten stehen, von denen keine Überreste mehr vorhanden sind. Luzian Reich meint, daß ihre bauliche Überlieferung tatsächlich noch auf die Heidenzeit zurückgeht; dies mag dahingestellt bleiben, aber unbestritten rankt sich Sagenhaftes und Mystisches um

sie. Mancher dieser Bauernsitze, Selbstversorger in vielerlei Beziehung, hatte neben kleineren Gebäuden (Backhaus, Schopf, Mühle, Speicher, Säge) sogar eine Kapelle, eine Art Privatkirche. So ist auch die berühmte Martinskapelle oberhalb des Bregursprungs, erbaut im 10. Jhd., wahrscheinlich als alte Hofkapelle zu verstehen. Wie die Furtwanger durch die bösen Zeiten von Hexenwahn und Hexenverfolgung gekommen sind, ist nicht berichtet. Aber nicht weit entfernt brannten Scheiterhaufen, in Triberg fanden Hexenprozesse statt; 1625 wurde die Bäuerin vom Lehmannsgrund gefoltert und verbrannt, der Bauer vom Fallengrund mit dem Schwert gerichtet, im Simonswald starben mit ihrem Hexenmeister gleich mehrere Hexen. — Die Kriege Ludwigs XIV. brachten, nachdem 1677 Freiburg in die Hände der Franzosen gefallen war, erneut Drangsal. Am Hohlen Graben und an der Mörderlochschanze standen Bregtälner Bauern mit dem Landsturm der Baar in Verteidigungsstellung. Im sog. Spanischen Erbfolgekrieg hatte Furtwangen, 1702, 54 Männer zur Besetzung der Schwarzwaldpässe zu stellen, der Ort selbst wurde zu Kontributionen und Requirierungen herangezogen. 1704 brannten — von der „Sonne“ aus, wo einquartierte Dragoner Feuer verursacht hatten —, 23 Häuser ab; ein ähnliches Brandunglück ereignete sich gegen Ende des Krieges, ebenfalls durch einquartiertes Militär. Ein Bericht des Generallandesarchivs schildert anschaulich: („Anno 1712 wurde dieser Flecken abermals durch eine Feuersbrunst verunglückt, . . . in welcher 4 Häuser abbrannten. Wie eigentlich das Feuer ausgekommen, hat man nicht erfahren können . . . ist fast alles verbrunnen, weil das Feuer so schnell überhand genommen, daß jedermann aus dem Haus zu springen gezwungen worden ist. Auch sind bei dieser Brunst zwei Bettlerkinder zu Grunde gegangen. Ein Speicher, worin Munition gelegen, hat kümmerlich salviert werden kön-

nen, ansonst es sehr übel abgelaufen wäre.“) — Aus den Napoleonischen Kriegen ist 1812, als besonderer Schicksalsschlag für Furtwangen eine Typhusepidemie zu vermerken, die nach dem Abzug ungarischer und russischer Truppen, viele Menschenleben forderte. — Die Ereignisse von 1848/49 brachten erneut Einquartierungen und Unruhe. Ein Aufgebot von Furtwangern kam, nach dem Treffen bei Kippenheim, ohne Verluste wieder nach Hause. — Schweres Unheil durch Feuersbrunst suchte Furtwangen wenige Jahre später heim. Nachdem schon 1843, durch Blitzschlag, der schindelgedeckte Turm der dritten Furtwanger Kirche, noch auf den alten Grundmauern errichtet, zerstört worden war, brannten am 20. 6. 1857 24 Gebäude, darunter die Kirche und 21 Wohnhäuser ab, ein verheerendes Unglück. Der Landesvater, Großherzog Friedrich, und seine Gemahlin stifteten persönlich 800 Gulden zur Unterstützung der Dürftigsten unter den Brandgeschädigten. In seinem Handschreiben an den Gemeinderat heißt es: „ . . . ferner wünsche ich, daß Sie der ganzen Einwohnerschaft aussprechen, welchen innigen Antheil ich an Ihrem beklagenswerthen Unglück nehme . . . und daß es mir eine freudige Pflicht sein wird, die anerkannt fleißigen Schwarzwälder treulich zu unterstützen . . .“.

Aus dem Jahre 1749 datiert die vorderösterreichische Bewilligung über die Einreihung Furtwangens unter die Marktflecken mit jährlich zwei Märkten. Um die Tragweite dieser EntschlieÙung zu ermessen, muß man sich darüber im klaren sein, daß solchen Märkten in damaliger Zeit eine wirtschaftlich nicht geringe Bedeutung zukam. So ist es auch zu verstehen, daß sich, wie man in den Akten des Generallandesarchivs nachlesen kann, die Städte Villingen und Triberg lange Zeit heftig gegen die Furtwanger Marktgerechtigkeit wehrten.

Noch 1730, als die dritte Kirche, mit Langhaus und nach Westen gerichtetem



Furtwanger Uhrmacher

Zeichnung C. Stegerer

Chor, errichtet wurde, hatte Furtwangen 1000 Einwohner; 100 Jahre später hatte sich deren Zahl mehr als verdoppelt. Frägt man sich nach den Gründen des offenkundigen Aufschwungs, so stößt man auf den vielschichtigen Komplex „Uhrmacherei im Schwarzwald“; es waren die Uhrmacher, die den Boden für die industrielle Entwicklung Furtwagens bereitet haben. Nach der verlässlichen und in volkscundlicher Hinsicht ergiebigen Chronik von Romulus Kreuzer, „Zeitgeschichte von Furtwangen und Umgebung“, gedruckt 1880, waren in näherer und weiterer Umgebung, also in Urach, Gütenbach, Neukirch, Schönwald und St. Georgen, schon Schwarzwälder Uhrmacher am Werk, bevor in Furtwangen selbst die Uhrmacherei zum tragenden Erwerbszweig wurde. Ab 1740 tauchen dann Namen von Furtwanger Meistern auf: Ambros Kammerer — im Volksmund „Brosi“ genannt, Xaver Grieshaber — Grundmathisen-

Xaveri, Michael Dorer — Hänslmichele, Wilhelm Winterhalder. Bald wurden alle bekannten Arten von Uhren in Furtwanger Werkstätten gefertigt. Zu Beginn des 19. Jhdts. schreibt Kreuzer, zählte der Ort unter 2060 Seelen insgesamt 223 in der stetig sich erweiternden Uhrmacherei. — Neben der Tätigkeit der Uhrenhersteller verdient die der Uhrenhändler datenmäßige Erwähnung: Von den um die Jahrhundertwende mit diesem bemerkenswerten Gewerbe befaßten rund 500 Männern, deren Aufgabe es war, die Schwarzwälder Zeitmesser in aller Welt an den Käufer zu bringen, stammten allein 30 aus der Vogtei Furtwangen. — Was die Tätigkeit der Uhrenschildgestalter angeht, so führte sie, Furtwangen im Mittelpunkt der Entwicklung, von Kajetan Kreuzer über Plazidius, Franz Xaver und Alois, über des letzteren Söhne Apollo und Romulus in gerader Linie in das Gebiet angewandter Kunst: Johann Laule, künstlerischer Erbe der berühmteren Malerbrüder Johann Baptist und Lukas Kirner, malte Uhrenschilder und Hans Thoma, der größte in der stattlichen Reihe bedeutender Schwarzwälder Maler des 19. Jhdts., ging einige Zeit bei ihm in die Lehre. J. B. Kirner, der 1839 zum Großherzoglich Badischen Hofmaler ernannt wurde, hat seinen künstlerischen Weg ebenfalls in einer Schildmalerwerkstätte begonnen. Kein geringerer als der 1707 auf dem oberen Fallengrund geborene Bildhauer Matthias Faller, Künstler von hohem Rang und kunstgeschichtlicher Bedeutung, schnitzte in der zweiten Jahrhunderthälfte die besten barocken Uhrenschilder für Furtwanger Werkstätten.

Eine besondere Gattung unter den Uhrmachern war jene Zunft, die Spieluhren und kleine Drehorgeln, schließlich selbstspielende Musikwerke erfand und dann serienweise herstellte. Anton Dufner, im Zinken Wanne wohnhaft, war wohl der erste unter den Veteranen, die Spieluhren mit Flötenregistern bauten. Die Entwicklung gipfelte in



Schwarzwälder Bauernstube (mit den Eltern des Künstlers)

v. Joh. Bapt. Kirner

einem nach Persönlichkeit und Einfallsreichtum ganz erstaunlichen Mann, in dem Orchestrionbauer Martin Blessing. 1774 geboren, wurde er, nach abenteuerlichen Jahren in der Fremde, 1805 in Furtwangen sesshaft; er gründete sein eigenes Geschäft und baute Musikwerke, die ihrer genialen Konstruktion wegen weit über die Landesgrenzen hinaus Bewunderung hervorriefen. Für die Furtwanger Kirche baute er eine Orgel mit 25 Registern und 2 Manualen; sie wurde ein Raub der Flammen im großen Brand von 1857.

Für die Ausstattung der bald in breiter Variation des Äußeren entstehenden Zeitmesser war ferner die Uhrenkastenschreine-

rei von Wichtigkeit, und im Zusammenhang mit dem Uhrenwerk sind, als kleinere Sonderunternehmen, Glocken- und Rädergießereien zu vermerken. Der erste Gießer in Furtwangen war wohl Johann Dorer, Gießhannesle genannt. Größere Betriebe entstanden, ausgehend von Andreas Siedle, — der, zusammen mit Paulus Kreuz vom Hohlen Graben, um 1780 zu den ersten Gießmeistern des Schwarzwaldes gehört — durch dessen Sohn und gleichnamigen Enkel — ferner durch Franz und Emanuel Hummel.

So viel ist sicher: Mit der Entwicklung und Vervollkommnung des Erwerbszweiges „Uhrenmachen“ entfaltete sich der stille Marktflecken Furtwangen zu einem rühri-



Bregtal, Blick von Schönenbuch

Zeichnung des Verfassers

gen Zentrum des Hochschwarzwaldes. Mit dem Jahre 1850, dem Jahr der Errichtung einer Gewerbe- und Uhrmacherschule mit Musterwerkstätte, begann eine neue Epoche im Schwarzwälder Uhrengeschäft. Am Himmelfahrtstag 1847 wurde im Löwen zu Schönenbach der „Gewerbsverein für den Uhren machenden Schwarzwald“ gegründet; sein Zweck war die „Hebung der Gewerbsamkeit überhaupt, namentlich aber des Uhrengeschäftes“. (Sein erster Vorstand war Casimir Stegerer, Lithograph aus Vöhrenbach; er mußte 1848 als Revoluzzer fliehen und ist in Amerika verschollen.) Die neue Zeit schritt voran, nicht mehr gemächlich, sondern mit Meilenstiefeln. Umwälzungen, wie sie sich auch andernorts vollzogen, brachte die heimische Industrie. Die bisher betriebene Heimarbeit wurde zur Fabrikarbeit, Gewerbebetriebe zu industriellen Unternehmen. Individuelle Handarbeit wich maschineller Fertigung, die Vielfalt der gelenkten und typisierten Normung; wo bisher Hand- oder Tretantrieb ein Rad in Schwung gesetzt hatte, wurde die zweckmäßigere mechanische Kraft eingesetzt. — Die Uhrmacherei steht also gewichtig am Beginn von Furtwangens heute bedeutender In-

dustrie. Soweit sie sich auf das Gebiet der Feinwerktechnik, auf Maschinen- und Apparatebau, auf Armaturenherstellung, auf die Produktion von Zahnrädern und Drehteilen oder auf Metallstempelfabrikation umgestellt hat — ihre Grundlage war, man kann es symbolisch verstehen, die Unruhe der Uhr.

Innerhalb der Schwarzwälder Gewerbearten, die im vorigen Jhdt. in Furtwangen mit Können und wirtschaftlichem Erfolg betrieben wurden, verdient neben der Uhrmacherei das Strohflechten besondere Erwähnung. Romulus Kreuzer schreibt, die Flechtereie habe ihr zeitweilig als ebenbürtig zur Seite gestellt werden können. Eingeführt wurde dieser Erwerbszweig wahrscheinlich von den Glasträgern aus der Lenzkircher Gegend, die auch bald den Strohhuthandel in ihr Geschäft einbezogen. Die Weiterentwicklung der Strohmanufaktur lag besonders dem Obervogt der Herrschaft Triberg am Herzen, dem verfeinerte Verarbeitungsmethoden zu verdanken waren. Wurden von Triberg aus gegen Ende des 18. Jhdts. schon jährlich etwa 3000 Strohhüte Schwarzwälder Provenienz ausgeführt, so waren wenig später in der Vogtei rund 250



Im Sonnengrund

Zeichnung des Verfassers

Leute mit feinem und über 1500 mit grobem Geflecht beschäftigt. Man kannte etwa 50 Arten und erfand neue Verfahren, Stroh zu spalten, zu bleichen, zu glätten und mit Appretur zu versehen. Zeitweilig wurde in Furtwangen eine Strohflechtschule unterhalten. Bedeutende Betriebe waren die von Joh. Georg Hummel, Johann Glatz und Jos. Duffner Söhne; sie brachten alle Arten von Strohgeflechtn, sowie Hüte, Taschen und Körbe auf den Markt. Bei Ausstellungen in Karlsruhe, Paris, Stettin, Breslau und Wien, zwischen 1860 und 1880, erhielten ihre Erzeugnisse Medaillen und Anerkennungs-

diplome. Die Produktion verlief allgemein nach der Methode, die Materialaufbereitung durch männliche Fachkräfte im Fabrikationsraum ausführen zu lassen, Näh- und Formarbeiten und dergl. als Heimarbeit an Frauen zu vergeben. Die Ware fand Absatz in allen europäischen Ländern und in Amerika. Um 1875 florierte die Strohmanufaktur in Furtwangen so, daß Josef Kaiser eine Fabrik unterhalten und für seine Beschäftigten eine Reihe von Einzelhäusern errichten lassen konnte.

Für den Volkskundler ist die Gegend um Furtwangen auch heute noch in mancherlei

Hinsicht ergiebig, vom siedlungsgeschichtlichen Hintergrund und der besonderen Eigenart der alten Bauernhöfe ganz abgesehen. Oskar Furtwängler hat in „Die Uhrmacher vom Schwefeldobel“ — er nennt seine Aufzeichnungen ein Hausbuch des hohen Schwarzwaldes — bewiesen, daß seine Mundart als Wälderform des Alemannischen durchaus für literarisches Werk orchestriert ist und über ein reichhaltiges, nuancierbares Repertoire verfügt. — Auch zum Thema heimatlicher Sage und landschaftlich gebundenen Volksglaubens findet sich einiges. Man glaubte früher wohl auch nicht allen Ernstes an Gespenster und Geisterspuk; trotzdem erhielten sich derlei merkwürdige Geschichten in den einsamen Waldgegenden bis in unser Jahrhundert hinein; vom „Bodenwälder“ insbesondere, dem Schimmelreiter ohne Kopf, der in stürmischen Nächten oben im Bodenwald unterwegs ist; auch das Motiv der vergrabenen Schätze ist verschiedentlich belegbar. Was sich hinter alledem an geschichtlichem Ereignis aus vergangener Zeit verbirgt, wird sich kaum ergründen lassen. — Die alte Furtwanger Tracht, wie sie uns aus den Bildnissen der Bregtärer Maler des vorigen Jhdts. entgegentritt, wird heute nur noch aus besonderem Anlaß getragen; sie ist historisch geworden. Ihr haftet wenig an von der schmiegsamen Lieblichkeit etwa der Gutacher Tracht oder dem anmutigen Scharm der Kinzigtäler Trachten, sie ist eher ernst, würdig und stolz. Von namhaften Trachtenkundlern (z. B. A. Kretschmer, 1870) wurde sie, des hohen steifen Hutes und der schweren Hippe wegen, bisweilen als nicht sehr kleidsam beurteilt; trotzdem muß man zugeben, daß sie zur Landschaft paßt. Die Bildnisse Lukas Kirners oder auch die Dionys Ganters drücken in ihrer leisen Feierlichkeit etwas Typisches vom Wesen der Dargestellten aus. — Selbstverständlich kennt man in Furtwangen auch noch verschiedenes Brauchtum zur Gestaltung bestimmter Tage im Ablauf des Jahres,

beispielsweise der Kirchweih (Kilwe) und der Fastnacht (Fasnet). Für beide Anlässe sind besondere Sprüche und Verse überliefert, beziehungsreich und originell.

Furtwangen ist, fremdenverkehrsgemäß ausgedrückt, die höchstgelegene Stadt des Schwarzwaldes. Erreicht man vom Simonswäldertal her oder von Triberg aus die heute befahrenen Pässe, so stellt man fest, daß „es nun nicht mehr weiterhinauf geht“, und einige Straßenkehren wieder abwärts sieht man sie liegen, die Stadt auf dem Walde, ringsum von waldgesäumten Horizonten umgeben. Die Wälder, sattgrün am Tage, blau im Abendlicht und schwarz in der Dämmerung, steigen in geschlossenen Fronten abwärts; wie Filigran steht Wipfel an Wipfel gegen den Himmel, eine lebendig gezackte dunkle Linie, die ruhig wird im weiten Schwung der Bergkuppen. Der Charakter solcher Landschaft ist ernst, aber kraftvoll und schön, kaum zu verfälschen; ihre Lieblichkeit findet sich, innig aber zurückhaltend, in den kleinen unberührten Seitentälern, den Gründen und — sagt der Volksmund — Löchern, besonders dann, wenn der Frühsommer eine reichhaltige Bergflora entfaltet, wenn es strotzt und blüht an den unzähligen glitzernden Wasserläufen entlang, wenn Hahnenfuß und Dotterblume wahre Orgien in Gelb feiern und an den trockeneren Hängen Glockenblume, Margarite und Arnika kniehoch teppichartig wuchern. Man kann, in Hörweite von Furtwangens Glocken, auf dem Höhenzug Martinskapelle — Brend — Kalte Herberge stundenlang durch den Wald wandern, ohne den Genuß reiner Natur unterbrechen zu müssen. Die Luft ist, sommers wie winters, wunderbar leicht und würzig, ein Gesundbrunnen für Leib und Seele. Im Zeichen von Silberdistel und Tannenzapfen — sie könnten als die botanischen Embleme Furtwangens gelten — lebt es sich gesund in der holzigen Gegend. Und — seit unser Jahrhundert elektrisches Licht in den entferntesten Hof gebracht und seit der

weiße Sport die Berge erobert hat, hat auch der für Furtwangen typische lange Winter seine Schrecken weitgehend verloren.

Vieles hat sich in und um Furtwangen verändert, seit vor hundert Jahren der Marktflecken zur Stadt erhoben wurde. Geblieben ist die kernige Wäldernatur des Ortes. Der Wald rauscht noch wie eh und je, wie zu Lebzeiten Johann Baptist Kirners, Martin Blessings und Romulus Kreuzers. Die Wasser rinnen wie vor alter Zeit, diesseits zur

Donau, jenseits zum Rhein. Die Menschen tun ihr Möglichstes in Arbeit und Pflicht; Lust und Leid sind ihnen beschieden wie früheren Geschlechtern. Man ist sich des Erbes aus der Vergangenheit bewußt geblieben in Furtwangen, und das läßt für die Stadt hinsichtlich ihrer Zukunft Gutes erhoffen. Mit Rückwärtsschau dem Kommenden entgegenzusehen, ist nicht die schlechteste Methode, ihm zu begegnen bzw. es zu gewinnen.

Am Marktbrunnen

*Stimmen, Wort und Gesang
sammelt das Ohr,
bis sich im Brunnengang
alles verlor.*

*Fließende, wehende Welt
strömt in mich ein —
wie es von oben fällt,
will es gesammelt sein.*

*Offene Schalen sind
Ohr, Aug' und Mund
und zuunterst des Bluts
dunkeler Grund.*

*Mond und Gestirn der Nacht
hell aus den Röhren rinnt,
silberne Kühle weht
sprühend im Wind.*

*Über dem Brunnenrand
strömt schon die Flut —
fallend und steigend im Kreis
tönt mir das Blut.*

Otto Gillen



Karl Straub in seiner Arbeitsecke im Sargenhäusle
Foto: L. Vögely

Viele Handwerksberufe wurden und werden — bildlich gesprochen — von der Zeit überrollt. Die Technik setzt ihnen das Ende, so sehr dies auch von Freunden der Volkskunde und der Volkskunst bedauert wird. Auf dem Aussterbeetat steht schon lange auch der Beruf des Uhrenschildermalers im Schwarzwald. Ihn macht die vollautomatisierte Uhrenindustrie überflüssig, die Handarbeit, wie es das Malen von Uhrenschildern nun einmal ist, nicht mehr in ihrer Kalkulation gebrauchen kann. Maschinen arbeiten tausendfach schneller und billiger, freilich auf Kosten der Individualität der Uhren, ihnen gleichsam die Persönlichkeit raubend.

Wer sich zu Karl Straub nach Linach auf den Weg macht, dem können drei Superlative in den Sinn kommen: Er betritt dort das älteste Haus (seit 1522 steht das „Sargenhäusle“), besucht den ältesten Bürger der

Der Uhrenschildermaler Karl Straub

Abgesang auf ein eigentlich schon nicht mehr existierendes Handwerk

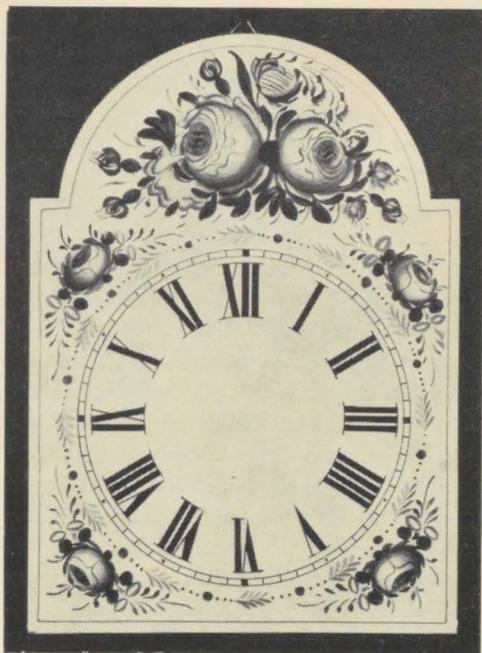
Von Ludwig Vögely, Karlsruhe

Gemeinde und wohl den letzten Uhrenschildermaler in der Landschaft, in der einst die Schwarzwalduhr entstanden ist, der in der althergebrachten Tradition seine Schilder bemalt. Mit 80 Jahren, einem Alter, von dem die Bibel sagt, daß man es nur, wenn es hoch kommt, erreicht, ist der Besuchte körperlich und geistig noch voll auf der Höhe, ein echter Alemanne in seiner ganzen Ausstrahlung. Sein Lebenslauf ist in seiner Schlichtheit beeindruckend:

Karl Straub wurde am 3. Mai 1892 in Linach b. Furtwangen geboren und kam nach der Schulzeit in die Lehre beim Uhrenschildermaler Josef Willmann in Schönenbach. Nach der Lehrzeit arbeitete Straub zwei Jahre in der Uhrenfabrik Jäckle in Furtwangen. Die Firma stellte Uhren mit Schildern aus Blech oder Messing her, die schon nicht mehr mit der Hand bemalt wur-

den. Während dieser Tätigkeit in der Fabrik sammelte Straub wertvolle Erfahrungen im Ansetzen der Farben, die ihm nach dem Ersten Weltkrieg, den er in Rußland mitmachte, halfen, sich als Uhrenschildermaler selbständig zu machen. Noch heute, wo Straub seine Farben auch kauft, ist er der Überzeugung, daß der Maler seine Farben selbst anreiben sollte, denn in die selbst-angeriebenen Farben könne er mehr Farbstoff bringen als sich in den käuflichen Farben befinde, und er erreiche dadurch eine viel stärkere Leuchtkraft. Auch könne der Maler nur dann für die Haltbarkeit seiner Arbeit einstehen, wenn er sein Material von Grund auf kenne. Die wirtschaftlichen Krisen der 20er Jahre machten auch Karl Straub zu schaffen. Die wachsende Familie machte es notwendig, daß er sich neben seiner Heimarbeit noch um anderen Verdienst umsehen mußte. Aus dieser Notwendigkeit heraus kam es zu der besonders engen Bindung zu seiner Heimatgemeinde. Es klingt beinahe unwahrscheinlich, wenn man feststellt, daß Straub wohl alle Funktionen, die ein Gemeinwesen zu vergeben hat, ausgeübt hat: Lange Jahre war er Polizist und Ortsdiener. 37 Jahre versah er das Amt eines Waldhüters und widmete so die besten Jahre seines Lebens den geliebten Wäldern. Den Lohn seiner Mühen empfing Karl Straub, als er 1945 zum Bürgermeister gewählt wurde. Linach erhielt mit ihm in jener schweren Zeit ein Ortsoberrhaupt, das es mit Klugheit und Geschick verstand, für seine Gemeinde das Maximale zu erreichen. Bis zu seinem 70. Lebensjahr blieb Straub Bürgermeister. Was er zu der jetzt erfolgten Eingemeindung von Linach nach Furtwangen wirklich denkt, das hat der Altbürgermeister jedoch nicht verraten.

Im alten Elternhaus werden seit dem Jahre 1842 Uhrenschilder gemalt. Straubs Großvater begründete die Tradition, und somit wurde in der Familie weit über ein Jahrhundert die Entwicklung der Uhren-



Lackschild in Bogenform, Rosen gemalt von Karl Straub
Foto: Landesbildstelle Baden

schildermalerei mitvollzogen. 1775 begann mit Georg Gfell aus Urach das Lackieren der Schilder, das Lackschild entstand. Er strich das Brett mit weißer Wasserfarbe, bemalte es und lackierte es zuletzt. Diese Methode wurde durch die Erfindung des trockenen Lackes verbessert. Das vorbereitete und bemalte Brett wurde jetzt mit Mastixfirnis lackiert. Die allmählich verbesserten Lacke verhinderten auch das Spröde- und Gelblichwerden. Man ging bei der Arbeit folgendermaßen vor: Das Brett wurde mit Leimwasser getränkt, dann grundierte man es mit gepulverter und mit Leimwasser getränkter Kreide. Nach dem Trocknen wurde es mit Bimsstein abgeschliffen und nochmals mit Kremserweiß in Terpentinfirnis angestrichen. Nach dem neuerlichen Trocknen folgte das Schleifen mit der Schleifscheibe. Dann wurde mit Hilfe einer Pappdeckelschablone das Blatt mit Ziffern versehen und bemalt. Nun konnte der Schluß-

überzug aus Sandarak-Harz in Weingeist aufgetragen werden. Dann erst ging man an den Feinschliff mit Kreidestaub und an das Polieren mit leinölgetränkten Lappen. Wahrhaftig, ein sorgfältiges Verfahren!

Karl Straub setzte die alte Art der Schildermalerei fort. Er erzählt: „Das A und O war das Material, das man zu Herstellung der Farben und Lacke benützte. Es wurde aus dem Ausland bezogen, Firnis und Farben selbst angesetzt. Zur Lackherstellung verwendete man „Dammar-Harz“. Dammar-Harz ist ein hellgelbes, durchsichtiges Harz von ostasiatischen Laubbäumen. Den Namen hat es nach der zu Indonesien zählenden Dammar-Inselgruppe. Das Harz ist ein Bindemittel für hochwertige Lacke und Ölfarben. Es wurde von den Uhrenschilder-malern gerieben, bis es fein wie Mehl wurde. Dazu gab man französisches Terpentinöl und erhielt so den Firnis. Auch das Weiß, die Grundfarbe der Uhrenblätter, stellte man selbst her. Als Grundmaterial der Grundierung dienen Klebe- und Füllstoffe wie Leim und Kreide, sowie Deckfarbstoffe, z. B. das Kremser- oder Bleiweiß, welches die Maler verwendeten wegen seiner guten Deckkraft, obwohl es äußerst giftig war. Viele sind daran jung gestorben, an der „Molerkolik“, wie Straub sagt. Das Bleiweiß wurde früher in Deutschland nach dem sog. Kammerverfahren gewonnen. Bleistreifen von einem Meter Länge und etwa zwölf Zentimeter Breite wurden auf Holzgestellen in Kammern Essigsäuredämpfen, Kohlensäure und Wasserdampf ausgesetzt. Nach sechs Wochen war die Umwandlung beendet, d. h. es bildete sich ein weißer Belag auf dem Blei = Bleiweiß. Das Bleiweiß wurde abgeschwemmt und nachgewaschen. Es kam als Pulver, in Hütchen und in Stücken im Handel vor. Das Weiß in Stücken ist an sich zu hart zum Reiben auf dem Reibstein, deshalb warf man die „Steine“ in einen Kübel und schüttete Wasser dazu. Die Stücke sogen

sich voll Wasser und zerfielen, es entstand ein Brei. Diesen gab man auf eine Marmorplatte von 80 auf 80 Zentimeter. Und nun wurde mit einem großen Reiber gerieben, je länger, je besser, oft zwei Stunden. Schließlich tat man Firnis hinzu, und die Deckfarbe war fertig. Auch den Schlußlack stellte man selbst her. Man nahm dazu das härtere Sandarak-Harz. Dieses Harz, von dem es einige Arten gibt, wird aus der Sandarakzypresse des Atlas gewonnen. Die Rinde schwitzt aus Einschnitten ein gelbliches bis schwach bräunliches Harz aus, das zur Firnisherstellung Verwendung findet. Das harte Harz wurde mühsam mehlfein gerieben. Dann kam hochprozentiger Spiritus hinzu, und der Glanzfirnis war fertig. Das Schild wurde damit schlußlackiert und mit wollenen Lappen und Kreide blank gerieben. Ganz früher, so erinnert sich Straub, legte man die Schilder in die Sonne, damit die Politur vollkommen wurde. Nun, das wird den Holzschildern nicht gerade gut getan haben. Aber eine schöne Politur war notwendig. „Da waren die Engländer ganz scharf darauf“, schmunzelt der Altmeister, „wenn die Blätter nicht blank wie ein Spiegel waren, ging die ganze Sendung sofort retour!“

Interessant sind auch die Erinnerungen Straubs, die er noch an die ursprüngliche Art der Herstellung der Uhrenblätter hat. Auf den Bauernhöfen wuchsen oft zahlreiche Kinder heran. Der jüngste Sohn erbt den Hof, einige der Geschwister wanderten wohl auch zu anderen Berufen in die Stadt ab, andere aber blieben auf dem Hof und arbeiteten beim Bruder ohne geldliche Entlohnung. Statt des Lohnes erhielten sie eine Anzahl Fichtenstämme. Diese mußten zu Geld gemacht werden: man fertigte daraus Uhrenblätter. Dazu spaltete man die Stämme zuerst in zwei Hälften, dann in Vierteln auf und legte sie 4 bis 5 Jahre zum Trocknen aufs Lager. Dann erst wurden die Teile in der Länge der Uhrenblätter



*Schottenuhr mit Lackschild,
sogen. Hochzeitsuhr*

zersägt und jedes Klotzstück dem Halbmesser nach in 9 bis 12 keilförmige Teile gespalten und mit einem breiten Beil zugehauen. Die Abfälle verwendete man zur

Herstellung kleiner Schilder für die Jockele-Uhren. Die normalen Schilder aber mußten oft aus zwei oder drei Teilen zusammengesetzt und verleimt werden. Und da staunt

der Zuhörer, wenn Karl Straub sagt: „Den besten Leim haben wir aus Bibbeleskäs hergestellt, der aber aus der magersten Milch kommen mußte und kein Fett enthalten durfte.“ Dabei ist der Vorgang nicht abwegig und schon längst bekannt. Max Doerner sagt dazu: „Seit den frühesten Zeiten der Kunst wurde Kasein verwendet. Frischer weißer Topfen oder Quark aus gut entrahmter Magermilch ist eine krümelig weiche Masse, die, auf dem Reibstein verrieben, unter Zusatz des fünften Teiles gelöschten Kalkes, sofort fließend wird, emulgiert werden kann wie Ei und mit Wasser weiter verdünnbar bleibt. Topfenkasein ist der stärkste Leim, mit dem die Tischler seit Jahrhunderten Arbeiten machen, die im Freien halten sollen.“ Genau so verfuhr der Uhrenschildermaler. Man rieb also den mit etwas gelöschten Kalk gemischten Käse auf einer Platte etwa eine Stunde lang. Ließ sich, wenn man den Reiber zur Decke hochstreckte, ein „Faden“ von der Platte aus ziehen, der „hielt“, war der beste Leim fertig. Karl Straub meint, daß man die Uhrenschilder den Winter über bis ungefähr zur Jahrhundertwende hergestellt hat. Dann aber wurde dies zum Beruf, und Handwerker stellten das ganze Jahr über Schilder her.

Seinen Schmuck erhält das Lackschild in Bogenform, das über ein Jahrhundert seine unangefochtene Geltung hatte, durch seine Bemalung. Was sofort auffällt bei der Betrachtung ganzer Uhrengenerationen ist das Festhalten der Maler an bestimmten Vorbildern und praktizierten Formen. Die Frühform der Bemalung war dürftig.

Meist wurden Blümchen gemalt, deren „Art und Weis“ nicht zu enträtseln ist. Aber man muß bedenken, daß die Bauernmaler ja keine ausgebildeten Künstler waren. Deshalb wagten sie sich auch kaum an einen figürlichen Schmuck der Blätter. Was die Bauernmaler aber liebten, waren leuchtende Farben, und daher ist auch das Bestreben

erklärlich, die Schilder kräftig bunt zu verzieren. Die Uhren gingen in alle Welt, und der Uhrenschildermaler mußte sich auch auf den Geschmack der Völker einstellen, welche die Uhren kauften. Am ehesten wurde er mit einem recht bunten Lackschild den Ansprüchen der Franzosen gerecht. Der kühlere Norden beispielsweise schätzte auch sachliche, sprich einfach bemalte Schilder. Rußland stellte die Maler vor besondere Probleme. Karl Straub berichtet von dem Rußlandgeschäft bis zum Ersten Weltkrieg, das eine Hochkonjunktur für die Schwarzwälder Uhrenindustrie brachte: „Damals gingen viele Uhren nach Rußland. Es war billige Ware. Werke, Schilder, Pendel und Gewichte wurden wegen des Zolles gesondert verpackt und verschickt. Die Teile wurden durch deutsche Fachleute in Rußland zusammengebaut und die Uhren an Grossisten verkauft. Die Russen wollten aber Uhren, deren Schilder mit Landschaften, Dörfern, Schlittenpartien, eben mit russischen Motiven geschmückt waren.“ Und Straub sagt in diesem Zusammenhang, daß also die Russen keine handgemalten Schilder wollten. Das ist aus der Sicht des Malers so zu verstehen: Mit derartigen Darstellungen waren die Maler künstlerisch überfordert. Die Aufgabe war nur mit Hilfe der Abziehtechnik zu lösen, was ein guter Uhrenschildermacher ganz richtig als Rückschritt empfindet. Seit 1853 kannte man das Verfahren, nach welchem man Kupferstiche und Lithographien auf Holz abziehen konnte. Der Schildermaler hatte also nur noch die Zeichnung mit Ölfarben auszumalen. Wenige Jahre später gab es das gewöhnliche Abziehbild, mit welchem der Schildermaler frei schalten und walten konnte, nicht immer zu Nutzen des Geschmacks. Karl Straub besitzt noch einen kleinen Vorrat sehr alter Vorlagen, auf den er mit Recht stolz ist.

Das Schild in Bogenform schreibt dem Maler durch seine Form genau den Platz

für seine Arbeit vor. Nach Abzug des Zifferblattes bieten sich die vier Ecken und der das Quadrat nach oben abschließende Halbkreis als freie Flächen für die Bemalung an. In diesem Raum kann er seine Phantasie frei walten lassen.

Hier kann er seinen Blumenschmuck anbringen. Beherrschend ragt die Rose hervor, sie bildet den Mittelpunkt im Bogenaufsatz. Warum gerade die Rose? Nun, sie ist die Königin der Blumen, und Adolf Kistner fügt mit Recht hinzu: „Innig verwachsen mit dem Gemüts- und Gefühlsleben des Volkes erscheint sie (die Rose) als Sinnbild der Liebe und Schönheit. Im Volkslied und Sprichwort, in der Heiligenlegende und im Marienkult ist die Rose unter allen Blumen die bedeutungsvollste. Mit ihrer stufenweisen Entwicklung dem Leben der Menschen vergleichbar, ist sie wie die Uhr eine Mahnerin an die Vergänglichkeit. Rosenschmuck an der Uhr schien daher der Schwarzwälder Schildmalerei am sinnigsten; er läßt in Freude und Lust, in Leid und Wehe die meisten Deutungen zu. . . Am sinnvollsten erschien, dem Volksempfinden gemäß, die rote Rose, die auch den farbenfreudigen Bauern den besten Gegensatz zum Grün der Blätter bot.“ Und so erkennt man den Uhrenschildermaler Karl Straub auch an „seiner“ Rose. Es sind immer die gleichen Rosen, die er malt, ob klein oder groß, einzeln oder zum Strauß verknüpft. Er zeigt dem Besucher die Rose seines Vaters, seines Großvaters und die der Brüder seines Großvaters. Hier wird die Tradition, in der Straub steht, besonders sichtbar.

Karl Straub malt auch noch Schilder mit Säulen rechts und links des Zifferblattes. Auch diese Säulen sind althergebracht und haben eine eigenartige Geschichte. Man hat lange nicht gewußt, wie diese Säulen auf die Uhrenschilder kamen. Plausibel ist die Erklärung von Adolf Kistner, daß die Schwarzwälder, die mit Uhren und Glaswaren in aller Herren Länder zogen, dort Uhren

sahen, die von Säulen getragen wurden, d. h. das hochgesetzte Uhrwerk wurde von Säulen gehalten. Säulen weisen schon Uhren des Barock auf. Je nach Stil und Zeitepoche bestanden die Säulen aus Marmor, Alabaster oder Glas und trugen Ziervasen, Kugeln, Urnen usw. Zitat Adolf Kistner: „Säulen und Uhr verschmolzen für sie (die Schwarzwälder) zu einer einzigen Vorstellung. Sollten ihre Erzeugnisse draußen Geltung bekommen, so mußten sie sich den Gewohnten anpassen. Man übertrug Formenwerk der Standuhren auf die Schwarzwälder Wanduhren; der Zweck der Säulen — nämlich Träger zu sein — wurde dabei übersehen. Was an den Standuhren körperlich war, übertrug man als Flachbild auf das ebene Lackschild.“ Frei verfährt auch Karl Straub wie seine Vorgänger mit der Farbengebung. Die helle Farbe von Alabaster und Marmor ließ sich schlecht auf das weiße Blatt übertragen. Man half sich mit der Farbenumkehr: Die Säulen werden schwarz gemalt, die Basis in einem kräftigen Gelb und ahmt so wohl vergoldete Bronze nach.

Es gibt harte Urteile über die Schildermaler, so etwa, daß es zwar am Willen der Bauernkünstler nicht gefehlt habe, wohl aber am Können. Das Messer sei ihrer Hand vertrauter gewesen als der Pinsel und deshalb sei auch die Schildermalerei erheblich hinter der Schilderschnitzerei zurückgeblieben. Gewiß, man kann, wenn man will, das Festhalten an einmal gefaßte Formen als Stillstand bezeichnen, und Stillstand bedeutet immer auch Rückschritt. Kistner macht sogar die Schildermaler durch ihr „ewiges Einerlei“ der Bemalung erheblich mitverantwortlich für den Rückgang des Uhrengeschäftes. Aber es liegt doch auch im Wesen des Alemannen, daß Neuerungen nicht leicht Zugang finden, daß der Bauernkünstler malte, wie es ihm gefiel. Heute sieht man die Uhrenschildermalerei wieder mit etwas anderen Augen an und gibt wohl Hans Thoma

recht, der in seiner Jugend ja auch Schilder gemalt hat: „Diese Uhrenschilder und bemalten Tafeln, sie mögen so schlecht gewesen sein, wie sie wollen, es war immerhin Kunstübung und Handarbeit und hat den Zusammenhang mit der Kunstübung im Volke wachgehalten, den die fabrikmäßig hergestellten Farbdrucke niemals ersetzen können.“ Diese Worte sind Rechtfertigung für den im eigentlichen Sinn längst nicht mehr existierenden Beruf der Uhrenschildermaler alter Tradition. Gewiß, es sitzen hier und dort auch heute noch Schildermaler. Sie sind der Neuzeit verpflichtet und damit auch dem Wechsel unterworfen. So weit, so gut, darüber soll hier kein Urteil abgegeben werden. Karl Straub hat viele Jahre keine Uhrenschilder mehr gemalt, sie wur-

den einfach nicht mehr verlangt. Nach dem letzten Kriege, als die Leute sich wieder auf das Alte besannen, als es wieder Mode wurde, als sie zu sammeln begannen, wurde er wieder entdeckt und bekam wieder zu tun. Erst waren es zehn Bretter im Jahr, dann mehr und mehr. Heute ist er voll beschäftigt. Aber er ist der letzte Uhrenschildermaler alter Schwarzwälder Art — und er ist schon über 80 Jahre alt.

Benützte Literatur:

Adolf Kistner „Die Schwarzwälder Uhr“, 1927, Verlag C. F. Müller, Karlsruhe (Heimatblätter „Vom Bodensee zum Main“ Nummer 31, herausgegeben vom Landesverein Badische Heimat).

Max Doerner „Malmaterial und seine Verwendung im Bilde“, 1971, Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart.

Johanniskraut

*Feuertanz
auf den Hügeln,
als wollt es die Erde
schmelzen, wenn sich
der Sommer
neigt.*

*Dein Gold,
in den Feuern
des Himmels geläutert,
trägt die Schatzgräber.*

*Tau und Elfenblut
achten sie nicht.*

Carlheinz Gräter

Der Johannistag in Südwestdeutschland

Jahrhundertealtes Brauchtum zur Sommersonnenwende

Von Gernot Umminger, Freiburg

Nun kommt das Jahr der Erde auf seine Sonnenhöhe. Der Johannistag (24. Juni) stellt die Hochzeit des Sommers dar. Irdisches und Himmlisches verquicken sich an ihm. Die Sonne vollzieht ihre weiteste Wanderung am Gewölbe des Himmels. Goldene Wärme und grünes Wachstum liegen über der Erde gebreitet. Der Sommer tritt seine volle Herrschaft an. Aber zugleich mit dem höchsten Stand des Lichtes beginnt auch sein Abstieg. Johannistag bringt nicht nur Sonnensieg, sondern auch Sonnenwende! Das große Gestirn des Tages neigt sich langsam den wachsenden Schatten zu: „Wenn Johannes ist geboren, gehen die langen Tage verloren.“

Mit dem Beginn des Sommers scheinen im bäuerlichen Brauchtumsjahr die wesentlichen Entscheidungen mit dem Heranreifen der Ernte gefallen zu sein. Die bevorstehende schwere Last der Einbringung des Arbeitsertrages bedarf mehr harter Hände und schnellen Zugreifens als eines grüblerischen Geistes und der Maßnahmen ängstlicher Vorsicht. Doch stehen jetzt am Anfang des Hochsommers in unserem heimischen alemannisch-fränkischen Volkstumsgebiet, wie im ganzen deutschen Sprachraum überhaupt, noch einmal eine Nacht und ihr Tag, die alle Gefahren und Wunschträume und damit zugleich alles Brauchtum des sowohl fürchtenden wie gleichzeitig hoffenden Menschen in sich vereinen. Es sind dies die Sankt-Johannistagsnacht und der Sankt-Johannistag am 24. Juni.

Der Täufer Johannes ist der einzige Heilige, dessen Geburtstag die Kirche feiert. „Wie schon der heilige Augustin hervorhob, ist Johannes der einzige Heilige, dessen Geburtstag die Kirche feierte. Weil man Christi Geburtstag zum Feste erhob, wollte man auch den Geburtstag seines unmittel-

baren Vorgängers und ‚Wegbereiters‘ auszeichnen, und wie man das Geburtsfest des Herrn auf die Wintersonnenwende legte, von der an das Licht der Sonne wächst und die Tage länger werden, so der Geburtstag Johannes des Täufers auf die Sommersonnenwende, von der ab das Licht wieder abnimmt, indem man des Wortes gedachte, welches Johannes gesagt hatte: ‚Christus muß wachsen, ich aber muß abnehmen‘. Hatte doch Johannes den längsten Tag, den Tag des Heils verkündigt, die Sonne, die niemals untergeht, den Tag des ewigen Lebens und die Sonne der Gerechtigkeit. Johannes der Täufer, der größte unter allen Propheten, weil er die Erfüllung aller Verheißungen des Alten Testaments und seiner eigenen Weissagungen mit eigenen Augen leibhaftig gesehen hat, er, der ‚die Leuchte der Menschheit‘ genannt wurde, weil er sie zu Christus, der Sonne des ewigen Lebens, wies und führte, bot so viele passende Anhaltspunkte, daß es der Kirche leicht wurde, der heidnischen Sommersonwendfeier eine christliche Deutung zu geben“⁽¹⁾. In gleichem Sinne äußert sich Adolf Spamer: „Was wir in ihr (der Zeit der Sommersonnenwende) seit alters an kultischem und magischem Brauchtum vereinigt finden, geht mit vieler Wahrscheinlichkeit großenteils nicht nur in seinen allgemeinemenschlichen Grundelementen in unsere germanische Vorzeit zurück, doch wissen wir weder um einen zeitlich gesicherten vorchristlichen Brauchtums- oder Festtermin noch um die Allgemeingültigkeit der einzelnen Kultformen im gesamten germanischen Kulturraum. . . Als die christliche Kirche im 4. Jahrhundert den Geburtstag Christi auf den 25. Dezember festlegte, hätte sie jenen Johannes des Täufers, der nach Lukas (1,26—33) ein halbes Jahr älter als der Hei-

land war, auf den 25. Juni ansetzen müssen. So läßt seine Zurückverlegung um einen Tag eben vermuten, daß die Kirche von allem Anfang an den heidnischen Sommersonwendkult in den Feiern des Johannistages aufsaugen wollte, wozu ihr die Evangelienstelle (Joh. 3,30): ‚Es muß wachsen, ich aber muß abnehmen‘, eine eindrucksvolle Handhabe bot. Damit wurde Johannes, der Wegbereiter des himmlischen Lichtes (Christi), zugleich das christliche Sinnbild für den Mittag des kosmischen Jahres, der sich nun mit kirchlich gewendeten Festfeiern erfüllen ließ²⁾. Das Bestreben der Kirche, durch den christlichen Johannistag den altheidnischen Brauch der Sommersonnenwende zu verdrängen, stellt auch Nikolaus Fox heraus: „Durch die Einsetzung des Johannistages gelang es der Kirche, das aus heidnischer Zeit überlieferte Sonnenwendfest zu verdrängen. . .“³⁾, und Adam Wrede meint: „Des Jahres Mitte und der Beginn der Sonnenwende ist die Zeit der höchsten Entwicklung und größten Hoffnung, die Zeit der Segensfülle und vieler Gefährlichkeiten. Die Wende der Sonne verherrlichte die vorchristliche Zeit durch Flammenfeuer und mühte sich, durch zauberische Mittel Glück und Zukunft sich zu sichern. Neues Leben hauchte die Kirche dieser Zeit ein. Sungicht (Sonnengang, Sonnenwende) wurde Johannistag, Johannes Mittsommer . . .“⁴⁾.

In Süddeutschland spricht man vom „Sommerjohanni“ im Unterschied zum „Winterjohanni“: Johannes dem Evangelisten (27. Dezember). An dem letztgenannten Tage trank und trinkt man die „Johannesminne“ oder den „Johannessegen“. So heißt ein vom Priester in katholischen Landesteilen geweihter Wein, der am Tage Johannes Evangelistae am Altar der Kirche den Gläubigen mit den Worten gereicht wird: „Bibe amorem Sancti Johannis in nomine patris . . .“ Bestimmend für die Bräuche am Johannistag ist nicht die Legende des Heiligen, sondern die Sonnenwende, die nach alter Auffassung

auf den 24. Juni fällt und mit Feuern festlich begangen wurde und wird. „Die Sommersonnenwende wurde von den Germanen und ihren Nachbarvölkern (Slaven, Kelten) vor allem mit Feuern festlich begangen und von der Kirche erfolglos bekämpft. Deshalb legte diese das Fest des Täufers auf diesen Tag, weil er die ‚Leuchte der Menschheit‘ war und sein Geburtstag ein halbes Jahr vor dem seines Herrn gewesen sein soll“⁵⁾. Sonnwend- und Johannistag haben — wie Weihnachten und Neujahr nur durch wenige Tage getrennt — ihre Bedeutungen und Bräuche häufig getauscht. In Sage und Brauchtum hat sich der Johannistag tief in das Volksleben eingesponnen als (neben Weihnachten) der größte Wundertag des Jahres, an dem alle Mächte des Glücks wie des Verderbens lebendig werden, an dem Zauber und Weissagung, Schatzgräberei und Wunderheilung in ihrer vollsten Blüte stehen. Schon im Jahre 506 wird das Fest Johannes des Täufers unmittelbar nach den Festen des Herrn erwähnt. So hat denn das Sankt-Johannis-Fest eine jahrhundertealte Tradition. Wie uns Einhard berichtet, feierte Karl der Große im Jahre 801 in Ivrea bei Turin den Johannistag. Auf diesen Tag berief dann auch Ludwig der Fromme in den Jahren 824 und 831 seine Reichsversammlungen ein. Von Siegfried heißt es im Nibelungenlied, er sei an der Sonnenwende, am Johannistag, zum Ritter geschlagen worden, und Kriemhilds Hochzeit im Hunnenlande mit König Etzel war auf diesen offensichtlich ganz bedeutenden Festtermin angesetzt worden.

Zahlreiche Belege beweisen, daß das Johannisfeuer im Mittelalter in ganz Deutschland verbreitet war. Für die Jugend von Prüm (Eifel) bezeugt dies Cäsarius von Heisterbach (um 1200) in seinem „Wundergespräch“⁶⁾. Zwei Jünglinge, von denen der eine Truchseß des Abtes von Prüm war, erblickten an einem Vorabend des Johannistages nach Sonnenuntergang an einem klei-



Johannisfeuer vor dem Pallas der Staufener Burg

Foto: Leif Geiges

nen Bache in der Nähe der Abtei eine weißgekleidete weibliche Gestalt. Da sie glaubten, „die Person treibe irgendeinen Zauber, wie es in jener Nacht bräuchlich sei“, suchten sie diese zu fassen, vermochten es aber nicht. Denn sie hatten den Teufel in Gestalt eines Weibes gesehen! Im Jahre 1401 tanzte der Bayernherzog mit seiner Gemahlin und dem Volke um das Sonnwendfeuer und 1496 führte Erzherzog Philipp von Österreich in Augsburg die Bürgerstochter Ursula Neidhart zum Reigentanz um das Johannisfeuer. Aus dem Jahre 1480 ist uns dann auch bereits das erste Sankt-Johannispiel in deutschen Landen bezeugt.

Sankt Veit — am 15. Juni — ist der eigentliche Vorläufer des Sankt-Johannistages. „Nach Sankt Veit wendet sich die Zeit“ lautet ein weitverbreiteter volkstümlicher Spruch. Wir kennen einige Versionen der Veitslegende: das Martyrium Hieronymianum, das um 450 entstanden ist, die lukianische Legende aus dem 6./7. Jahrhundert, die Sachsengeschichte des Mönchs Widukind von Korvey aus dem 10. und die Legende aurea des Jacobus de Voragine aus dem 13. Jahrhundert, das Klosterneuburger Märterbuch und das deutsche Heiligenleben des Hermann von Fritzlar, beide aus dem 14. Jahrhundert, plattdeutsche Legenden und viele andere Sammlungen enthalten — in Einzelheiten voneinander abweichend — die Schilderung von Leben und Marter des heiligen Vitus⁷). Vitus (Veit), einer der 14 Nothelfer der römischen Kirche, soll der Sohn eines heidnischen Vaters aus Sizilien gewesen sein und in der Zeit des Kaisers Diokletian gelebt haben. Schon als Kind war er auf keine Weise zum Abfall vom Christentum zu bewegen. Der Richter Valerianus ließ den Knaben mit Stecken schlagen. Da verdorrten die Arme der Knechte und auch des Richters Hand ward dürr. Darauf bat Vitus im Namen des Herrn Jesus Christus für sie, und sie wurden wieder gesund. Der Vater des Vitus trachtete, wie

er dessen Sinn ablenken möge durch allerlei Musik, schöner Mägde Spiel und Tanz. Als der Vater aber durch die Tür sah, ward er vom Glanz von sieben Engeln, die um seinen Sohn standen, blind. Aber Vitus, so erzählt Jacobus de Voragine weiter, heilte den blinden Vater. Doch der wurde dadurch nicht etwa gläubig, sondern versuchte seinen Sohn mehr und mehr weiterhin mit Gewalt vom Christentum abzubringen. Darauf flohen Vitus, sein Erzieher Modestus und die Amme Crescentia. In Rom befreite Vitus zwar den Sohn des Kaisers Diokletian von der Besessenheit, dennoch ließ ihn der Tyrann in einen Kessel voll siedenden Pechs und Bleies werfen, dem Vitus aber unverletzt und frisch wie aus einem heilsamen Bade entstieg. Da ihn die Flammen nicht verletzten, wurde er einem Löwen vorgeworfen. Doch dieser legte sich friedlich zu des Knaben Füßen. Endlich wurden Vitus, Modestus und Crescentia auf die Folter gespannt. Jacobus de Voragine schreibt: „Zur Stunde war die Luft verstört, die Erde bebte, Donner rollten und die Tempel der Abgötter fielen und begruben viel Volk unter sich. Der Kaiser floh und rief: ‚Weh mir, ich bin von einem Kinde überwunden‘. Die Märtyrer aber wurden von einem Engel hinweggeführt und fanden sich am Fuße eines Flusses. Also gaben sie ihre Seelen zu Gott. Ihre Leiber wurden von Adlern bewacht. Darnach fand sie eine edle Frau, Florentina mit Namen, nahm sie und bestattete sie mit großen Ehren. Das Jahr 756 gilt in der Vitusforschung als das Jahr der Translation der Gebeine des Märtyrers nach Paris, und zwar ließ Abt Fulrad sie nach St. Denis holen, von wo sie 836 nach Korvey an der Weser übertragen wurden. Die Reliquienfahrt von St. Denis nach Korvey ist in allen Einzelheiten und mit genauem Tagesablauf von den zeitgenössischen Chronisten aufgezeichnet und uns überliefert worden. Aus der Zeit vor der Translation nach Korvey stammt die Nachricht, daß die Hirnschale des Heiligen nach

Mönchengladbach gebracht worden sei, und zwar schon 793. Andere Reliquien gelangten Mitte des 8. Jahrhunderts durch Aistulf von Rom nach Pavia und 1355 von hier durch Karl IV. nach Prag. Heute befinden sich an 150 Orten in Europa Vitusreliquien! Vom Kloster Korvey aus als dem Zentrum für die Verbreitung des Vituskultes, strahlte die Vitusverehrung vor allem auch nach Süddeutschland aus, befanden sich doch bedeutende Korveysche Besitzungen damals in Schwaben. Enge Beziehungen hatte Korvey vor allem zu Hirsau, dessen Reformbewegung es sich 1085 anschloß; ein Korveyer Abt wurde 1055 Abt in Laurisheim-Lorsch, und im Reichenauer Verbrüderungsbuch steht ebenfalls der Name Korvey. Weiter ist hervorzuheben, daß von dem Bistum Bamberg aus die Vitusverehrung nach Kärnten und Oberitalien verbreitet wurde. In unserem engeren heimatlichen Raum findet sich in Ellwangen ein frühes Vituspatrozinium, während wir in Schwäbisch Gmünd, Hayingen, Hilzingen im Hegau, Istein bei Lörrach, Jagstzell, Riedhausen, Rottenburg, Schmichen, Stuttgart-Mühlhausen und Treffelhausen Veitsreliquien, meist nur in Partikelchen, finden.

Als Heiliger im Kessel wird Sankt Veit bereits seit dem 11. Jahrhundert in unserer Heimat als Fürbitter angerufen. Wegen seines Attributs, des Kessels, wird Sankt Veit vor allem von den Kupferschmieden, Flaschnern und Hafnern als Schutzpatron verehrt. Eine sehr schöne ganz realistische Darstellung des Martyriums von Sankt Veit finden wir am kleinen Sankt-Martinskirchlein zu Steinbach unweit von Buchen im Odenwald. In der Anmut spätgotischer Baukunst wird im fein ziselierten Maßwerk eines Chorfensters die Sankt-Vituslegende sichtbar. Auch der spätgotische Bau der Sankt-Vitus-Kapelle in Wasenweiler am Kaiserstuhl an der Straße nach Ihringen zeigt uns eine ausgedehnte Folge von Bildern aus dem 15. und 16. Jahrhundert mit der ausführlich geschil-

derten Vituslegende. Beim Seitenaltar der Evangelienseite fallen hier auch noch die drei Holzbildnisse auf. Es sind drei nackte Gestalten mit gefalteten Händen, die von der Hüfte ab aus dickbauchigen Kesseln herausragen: Sankt Vitus, Modestus und Crescentia. Sankt Veit ist ja einer der 14 Nothelfer und wird seines Attributs, des Kessels, wegen, insbesondere von den — wie es im Schwäbischen heißt — „Häfelesmachern“ als ihr Schutzpatron verehrt. Diese stifteten dann auch Altäre mit seinem Bilde — immer wird der Heilige mit nacktem Oberkörper im Kessel sitzend dargestellt — und veranstalteten auch Bittprozessionen. Vor allem die Klosterkirche zu Ellwangen war im Mittelalter das Ziel solcher Bittgänge, hatte doch die Kaiserin Gisela im 11. Jahrhundert dort eine Sankt-Veit-Reliquie gestiftet. Das berühmte Veits-Kloster Ellwangen hat für die Verbreitung des Veitskultes eine außerordentliche Bedeutung. Es ist anzunehmen, daß Veitsreliquien schon lange vor dem 11. Jahrhundert nach Ellwangen gekommen sind, und daß die Kaiserin Gisela, deren dritter Gemahl Kaiser Konrad II. war, den Veitskult nach Württemberg, besonders nach Unterreggenbach und Unterdettingen, gebracht hat. Der Stuttgarter Stadtteil Mühlhausen allerdings verdankt seine Veitskirche einer Stiftung von 1380. Sie ist vom Prager Veitskult beeinflusst, der von dem von St. Denis ausgehenden Korveyer St. Veitskult zu unterscheiden ist. Der Prager Veitsdom, der sich über der von Kaiser Otto I. dem Böhmenherzog geschenkten Armreliquie des hl. Vitus erhebt, ist Mittelpunkt dieses Zweiges der Vitusverehrung. Das Prachtstück der St. Veits-Kirche in Stuttgart-Mühlhausen mit den „Hradschin-Heiligen“ Veit, Wenzel und Sigismund, eine Prager Arbeit und nach Professor Decker-Hauff das „älteste Kunstwerk von internationalem Rang auf Stuttgarter Boden“, steht heute in der Stuttgarter Staatsgalerie. Die Wandmalereien aus dem

15. Jahrhundert mit der Veitslegende sind dagegen in der Kirche geblieben. Auch in der Karlsruher Kunsthalle findet sich eine St. Veitsdarstellung⁸⁾.

So wie der Heilige Sankt Veit vor allem als einer der 14 Nothelfer gegen die Tollwut und Besessenheit angerufen wurde — man spricht ja bis auf den heutigen Tag vom „Veitstanz“ und die Echternacher Springprozession ist in ihrer Form: nach drei Schritten vorwärts immer einen zurück, in unserer Zeit noch ein Rest der Tanzprozessionen des Mittelalters, besonders des „Veitsanzes“, der 1374 an der Mosel grassierte — geht es an seinem Patroziniumstag auf vielen Märkten, die gerade an seinem Tag im ganzen Land abgehalten werden, oft hoch her. Berühmte St. Veitsmärkte finden wir in Ravensburg, Hayingen, Unterregenbach und Gaildorf. Vom Veitsmarkt in Mühlheim über Tuttlingen liegt uns ein Bericht aus dem Jahre 1924 vor, in dem es heißt: „Alljährlich am Gedenktag des heiligen Veit, am 15. Juni, wurde in der Veitskapelle zu Ehren des heiligen Veit eine Messe zelebriert. Zu diesem Gottesdienst strömten die Kinder der ganzen Gegend, besonders vom Heuberg zusammen, um sich vom Heiligen Schutz vor Krankheiten, vor allem dem Bettnässen zu erbitten. Sie brachten dazu Kränzlein aus Himmelfahrtsblümlein mit, die, mit dem Segen des Priesters versehen, wieder mit ins elterliche Heim wanderten, um Haus und Hof vor Ungemach zu bewahren. Die Kränzlein hießen Veitschäppeli (Schäppel ist gleich Krone, Kranz). Auch die Veitstatue erhielt ihr Kränzlein. Die Mühlheimer Zuckerbäcker und Händler waren stets zur Stelle mit ihren leckeren Sachen, die Hafner fertigten kleine, grün glasierte Krüglein, die Veitskrügle, eine Besonderheit des Mühlheimer Veitsmarktes.“ Wie wir oben sahen, hat hier im Schwäbischen, der Heilige im Topf, eine weitaus volkstümlichere Deutung erfahren als in seiner Legende: der Topf ist zu einem nächtlichen Gebrauchsgegenstand

geworden und Sankt Veit zu einem Schutzgeist, der die Kinder beizeiten weckt, bevor ein Malheur passiert: „Heiliger Sankt Veit, weck' mi beizeit. Weck' mi it z'spot, daß 's it ins Bett 'nei goht.“ In diesem Sinne ist aus dem Heiligen im Kessel ein schwäbischer Veit im Häfele geworden! Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts wurden in einzelnen Orten Schwabens — so in Burgau, Obermedingen und Rangendingen — Jahresfeuer am Abend des Veitstages abgebrannt. Bei Anton Birlinger finden wir: „Das Veitsfeuer in Rangendingen war ursprünglich nichts anderes als die Sonnwendfeierlichkeit; vor dem Brühl oder an der Starzel brannte man das Feuer. Die Holzbettler riefen an den Häusern wie allerwärts:

„Heiliger St. Veit
Gi mir au a Scheit
Oans oder dru
Zum hoalige Sinkafur!“⁹⁾.

Das Brauchtum dieses „Veitsfeuers“, daneben wohl auch „Zinkafuir“ (Sinkafur, s. o. bei Birlinger) genannt (Fiorzinki erscheint schon bei Notker. Mart. Cap. S. 46, 57, 74, 94), ist nichts anderes als die „Sunawendfeuer“. So machte man am St. Johannistag in der Gegend von Riedlingen ein Feuer, das man aber „Veitsfeuer“ oder auch „Zinkafuir“ hieß. Beim Holzeinsammeln riefen die Kinder:

„Sankt Veit, St. Veit,
Sankt Gloria!
Zwei oder drui
Kommt au z'Nacht
Zum Zinkafuir!“

oder auch:

„Heiliger St. Veit,
Ich bitt dich um a Scheit,
Ich bitt dich um 'n Boscha
Unserm lieba Herrgott a Fuir uffploscha!
Wenn du mir keins geischt
Stil i dir de ganz Scheiterbeug!“¹⁰⁾.

Wie stark gerade Sankt Veit und Johannes der Täufer im Volksdenken verbunden sind, zeigen unter anderem die in Oberlauda im Frankenland überlieferten Heischeverse beim Einsammeln des Holzes für das „Gehannsenachtfeuer“:

„Heiliger Sankt Veit, gebst uns ein Scheit,
Heiliger Sankt Michel, gebt uns en Stickl,
Heiliger Sankt Johannes, gebt uns ein langes!“

Im Kraichgau und in Orten des Strom- und Heuchelberggebietes konnte man dagegen folgenden Heischespruch hören:

„Heit isch Sankt Johannistag,
Gebt mer e Scheit vum Lade ra,
Sankt Veit Gloria!
Himmel, Himmel, Feierle,
Gönnt uns au e Scheitle!
Scheitle raus, Scheitle raus,
Geh' mer glei weiter in e aners Haus!“

In Staufen im Breisgau wird schon am Abend vor dem Johannistag auf dem Schloßberg ein Feuer entzündet. Schon einige Tage vorher haben die Buben der achten Klasse begonnen, das nötige Holz zu sammeln. In dem Heischevers rufen sie auch Heilige, die die Kirche nicht kennt:

„Sin so guet un gen is au e Schitli Holz
zum Sankt Johannisfeierle.
Sankt Vit, Sankt Vit,
des Schitli isch no wit,
Sankt Ume, Sankt Ume,
des Schitli wird scho kumme.
Sankt Debere, Sankt Debere,
des Schitli wird manevere.
Sankt Abraham, Sankt Abraham,
des Schitli hot e Dreck am Schwanz.
Sankt Michili, Sankt Michili,
des Schitli kummt ins Kichili.
Sankt Muck, Sankt Muck,
des Schitli het e allmächtige Buck.
's wohnt e gueti Frau im Hus,
die wirft e Sach zum Fenster nus.
's längt nit, 's längt nit,
un wenn's nit längt, no brennt's nit“¹¹).

In der „Badischen Zeitung“ (Südlicher Breisgau), Samstag/Sonntag, 25./26. Juni 1966, Nr. 143 wird berichtet: „Es prasselte das Johannisfeuer. Die Staufener Jugend zog mit ihrem Strohmann durch die Gassen der Stadt. Der Johannistag wird in Staufen mit dem ‚Johannesfierli‘ auf dem Staufener Schloßberg begangen. Die Buben der oberen Schulklassen sind bei dieser Namenstagfeier mit Eifer dabei, das notwendige Holz zu sammeln und sich bei ihrem Umzug mit der Strohuppe für die Holzspenden zu bedanken. Die älteren jungen Leute übernehmen dabei die Aufgabe, die Vorbereitungen für das Johannisfeuer zu beobachten, wobei liebgeordnete Jugenderinnerungen wach werden und beim Austausch von Gedanken und Erinnerungen manchen Anlaß bieten, ernste und heitere Vorgänge aus der Vergangenheit in die Gegenwart zurückzurufen. Auch in diesem Jahr wuchs der Scheiterhaufen vor der großen Palasmauer der Burgruine von Tag zu Tag. Die Buben waren emsig tätig, um einen ‚vorschriftsmäßigen‘ Berg brennbaren Materials aufzutürmen, das ihnen bei den Familien im Städtle gern überlassen wurde. Aber mit dem Einsammeln des Holzes ist noch längst nicht alles getan. Auch der große Strohmann will hergestellt sein. In den vergangenen Jahren hatte man dieser symbolischen Figur gelegentlich sogar Feuerwerkskörper unter die Einhüllung gesteckt. Zur Tradition des Johannisfeuers gehört auch, daß die Buben bei Einbruch der Dunkelheit am Vorabend des Johannistages zum Schloßberg wandern. Auf ihrem Wagen befindet sich der Strohmann, die von der Jugend selbstgebastelte Puppe, die ganz oben auf den Scheiterhaufen gesetzt wird. Später, bei voller Dunkelheit wird der Scheiterhaufen in Brand gesetzt. Weit hinaus ins Land leuchten die Flammen, und man weiß in der näheren und weiteren Umgebung, daß in Staufen wieder einmal Johanni gefeiert wird. . . .“ (-ing).

Nicht weit vom Bodensee entfernt liegt im Kreis Überlingen das Städtchen Markdorf. Dort sammelt die Jugend für das „Hansefüretle“ mit folgendem Spruch:

„Hanse, Hanse-Füretles,
genn mer au a Schüretles,
O Gloria,
Frau ischt Moischer
und it der Herr.
Mir went a Fässle klöpfe,
gebt Öl, Nuss und Aepfel!
Doher, doher, doher!“¹²⁾.

Im ostschwäbischen Günzburg an der Donau gab es früher in jedem Stadtviertel Johannisfeuer, für das die Buben sammelten. Trafen sich die verschiedenen Gruppen, so gab es nicht selten handfeste Streitigkeiten. Der überlieferte Sammelvers lautet so:

„Heit isch St. Johannistag,
keiet a Scheit beim Lade ra,
geant uns au a Stuieler
zum Johannisfuierle,
land ons au in Freide leabe,
Glück und Seaga in deam Haus,
gstompeter Bese oder was isch!“¹³⁾.

Die Karte der Jahresfeier im Atlas der deutschen Volkskunde, die vor 30 Jahren gezeichnet wurde, zeigt folgende Verbreitung des Johannisfeuers: im südlichen Rheinland und im sächsischen Elbsandsteingebirge, von der Mosel und Saar über die Pfalz nach Rhein- und Ostfranken zum Bodenseeraum und weiter bis nach Österreich. Für das Mittelalter gilt es als sicher, daß das Johannisfeuer im ganzen deutschen Sprachgebiet bekannt war. Bei Hermann Aubin, Theodor Frings, Josef Müller, Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden. Geschichte, Sprache, Volkskunde, mit einem Vorwort zur Neuausgabe von Franz Petri und Nachworten zum geschichtlichen und volkskundlichen Beitrag von Hermann Aubin und Matthias Zender, Wissenschaftliche Buchgemeinschaft Darmstadt 1966, fin-

den wir auf S. 221, Abb. 70 und auf S. 222, Abb. 71 die Verbreitung des Johannisfeuers (Aufnahme 1922).

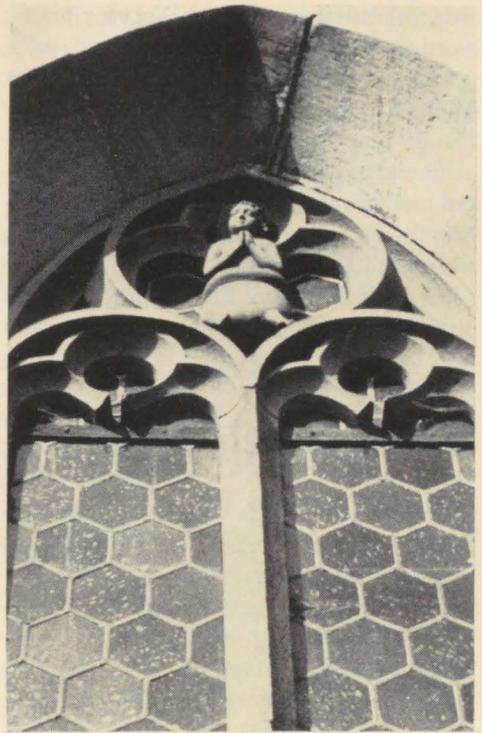
Magisches Denken im Verein mit dem Wissen, daß um die Zeit der Sommersonnenwende die meisten Heilkräuter in ihrer Blüte oder aber zumindest in vollem Saft stehen, machte den Johannistag dann auch zu einem ausgesprochenen Kräutertag. So berichtet Petrarca von einem Kölner Johannisabend des Jahres 1330, er habe am Ufer des Rheines Frauen in großer Zahl gesehen, die alle Kräuterschmuck trugen und bei Sonnenuntergang, während sie Sprüche sagten, ihre Arme ins Wasser tauchten. Am Johannistag wurden Heilkräuter gesammelt und zu Kränzen gewunden. Zwischen 11 und 12 Uhr mittags oder nachts mußten schweigend neuerlei Blumen gepflückt werden. Vor allem aber war es das Johanniskraut selbst, das teilweise unter Segenswünschen in ganz eigener besonderer Art zu brechen war. In Süddeutschland kam dem Johanniskraut eine große Bedeutung zu: es sollte Haus und Hof vor Unwetter, Blitz und Hagelschlag schützen. Ja, wir können sogar den Grundsatz der Volksmedizin: Ähnliches durch Ähnliches zu heilen, erkennen, wenn dem gelbblühenden Johanniskraut noch um die Jahrhundertwende in Neuenbürg und Odenheim im Kraichgau heilende Wirkung bei der Gelbsucht zugeschrieben wurde.

Für allen möglichen Zauber war einst die Zeit des Johannistages und der „Gehannsenacht“ geeignet, namentlich auch für die Mädchen zur Erforschung ihrer Zukunft. Die in reicher Sommerpracht stehenden Blumen dienten dabei zu allerlei Liebesorakeln. Aus dem Südtiroler Pustertal wird berichtet, daß die Mädchen Johanniskränze auf die Bäume warfen. Wenn der Blumenschmuck in den Zweigen hängenblieb, sollte die Hochzeit nahe sein! Nun, half es nicht, so hat es bestimmt auch nicht geschadet!

Im Zenit des Sommers, um den Johannistag, türmen sich oft dunkle Wolken über

dem heißen Land und schwere Gewitter ziehen bisweilen herauf. Der Landmann beobachtet scharf und mit heimlichem Bangen diese Unwetterwände, die Vernichtung der ganzen Ernte bedeuten können. Hagel und Wolkenbrüche schaden vor allem den Weinbergen. Wenn man am Johannistage die Rebstöcke kräftig schüttelte, so sollte der Wein ein „Bodengefährt“, das ist einen kräftigen Bodengeschmack, erhalten — so sagte man wenigstens noch zu Anfang unseres Jahrhunderts im Kraichgauer und Neckarländer Weinland um Heilbronn. In Treis an der Mosel schöpften die Weinbauern Wasser aus dem Flaumbach, bewahrten es in Flaschen auf und setzten es dann den Speisen für Menschen und Tiere zu.

In der Vorstellung der meisten verbindet sich der Johannistag jedoch mit den Feuern, die bis auf unsere Tage — neuerdings sogar wieder in stärkerem Maße — emporlodern. Da und dort wissen ältere Leute auch noch etwas von der früher üblichen Brauchform des Johannistagsfeuers zu erzählen. Manchmal geben uns auch Urkunden und Akten Aufschluß und genauen Bescheid. Der Kulturhistoriker Friedrich Josef Mone schrieb vor hundert Jahren: „Johannesfeuer: ‚Dieser ehemals weit verbreitete Gebrauch, auf Johannistag ein Feuer im Freien zu machen und darüber zu springen, ist theils abgegangen, theils unterdrückt worden, daher man nur im Allgemeinen weiß, daß diese Volkssitte die Sonnenwende des Sommers darstellen sollte, daß man aber die weiteren Bedeutungen und Beziehungen, die darin lagen, nicht mehr kennt.‘ Folgender Auszug aus dem Amtsprotokoll von Tauberbischofsheim von 1779 beweist, daß man, statt den Mißbrauch abzustellen, den Brauch aufgehoben hat, wie das oft geschieht. Man kann Volkssitten abschaffen, aber nicht machen! ‚Es ist bei Amt die Anzeig geschehen, daß zu Großrinderfeld der Tag vor und nach, auch auf den Tag selbst des heiligen Johannes des Täufers bei dem allda



Im fein ziselirten Maßwerk eines Chorfensters am spätgotischen Bau der St. Martinskirche zu Steinbach bei Buchen im Odenwald wird die St. Vitus-Legende sichtbar
Foto: Umminger

angestellt werdenden sogenannten Johannisfeuer verschiedene Sprüche, Segen und abergläubische Dinge gebraucht zu werden pflügen, auch von jungen Leuten und ledigem Gesinde dieserwegen verschiedene Exzesse dabei ausgeübt wurden; also wurde von Amtswegen concludirt, daß dem Schultheißen Thome zu Großrinderfeld bei fünf Reichsthalern herrschaftlicher Strafe anbefohlen werden solle . . . bekannt machen zu lassen, daß das sogenannte Johannisfeuer gänzlich untersaget und verboten sey“¹⁴). In der Chronik der Stadt Wolfach aus dem Jahre 1920 zitiert Franz Disch ein Amtsprotokoll vom 26. Juni des Jahres 1736: „Es ist schon von vielen Jahren her der högst ärgerliche und gefährliche Mißbrauch jedesmalen in festo Johannis Bap-

tistae ohnverantwortlicher Dingen gestattet worden, daß die Vorstädtler und halbgewachsenen Stadtbuben sich umb den Statt Mühle Karren, mit welchem selbige nach der Handt zum Sankt Joannsfeyr Holz herbeigeführet, mit briglen und Steckhen geschlagen und gerauft, wobei sich dem sichern Vernehmen nach dann und wann solche harte strauch geäußert, daß ein und andere Buben schier todt auf dem Platz gelegen . . . Da aber ein solches noch in Zeit dem Amtmann zu Ohren gekommen, so hat er durch den Amtsboten den Carren hinwecknehmen, frei von diesen Bueben auf den Habercasten setzen und die übrigen zerstreuen lassen; dato aber mußten alle Buben auf der Canzley erscheinen, da dann der Amtmann diese Begebenheit untersucht und selbige abstrafen lassen: den Galle Nibel, so der größte und auch mit zwei großen brügeln versehen war, mit drei Tügen schellenwerk im Herrschaftsgarten, die mittelmäßige und so schon Lehrjungen waren, jeden mit fünfzehn ochsenziemer streichen und endlich die kleinen mit einem schilling zehn Streich . . .“¹⁵⁾. Daß der alte Brauch des Johannisfeuers in den Städten seinen Sinn verlor und ausartete, ist uns auch von anderen Orten überliefert. So durften zum Beispiel in Jena die Altersgemeinschaften nur in ganz bestimmten Stadtvierteln Brennmaterial zum Johannisfeuer sammeln. Dennoch waren Prügeleien auf der Saalebrücke zwischen den Knaben von Jena und Wenigenjena nichts Seltenes.

Die Johannisfeuer wurden oft bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts mitten in den Städten abgebrannt. Im elsässischen Thann verschob man das Feuer bis zur letzten Juninacht und entzündete es dann zu Ehren des dortigen Kirchenpatrons, des heiligen Theobald, auf dem Platz vor dem Münsterturm. In der Nähe standen die Feuerspritzen der Stadt, um einer eventuellen Feuersgefahr durch Funkenflug begegnen zu können. In Speyer war es üblich: „ . . . auf Sankt Johannis-Festabend des Jah-

res 1657 Feuer allenthalben anzuzünden, die unsere Stadtverwaltung wegen der Feuersgefahr zumal bei Windeszeiten nicht dulden kann. Hie und da finden sich aber 1723 immer noch in den Gassen unserer Stadt Speyer sogenannte Johannisfeuer vor, die abends gleich nach sieben Uhr angezündet werden trotz des wiederholten strengen Verbotes, das alljährlich unter Trompeten- und Paukenschall abgesagt und verkündet wird. Auch im Jahre 1728 werden wiederum zwei Johannisfeuer am Deutschhaus in Speyer abgebrannt, worüber Heidelberger Studenten gesprungen sind“. Und die folgende Verordnung erließ das Großherzoglich Badische Stadtamt in Heidelberg am 21. Juni 1821: „Das sogenannte Johannisfeuer, welches die Kinder auf Johannistag auf den öffentlichen Straßen in der Stadt zu machen pflegen, wird auf das strengste untersagt, und werden die Eltern für diesen Unfug ihrer Kinder verantwortlich gemacht“.¹⁶⁾ Auch in Mannheim gab es Johannisfeuer in den Straßen der Stadt, wie aus einem im Juni 1787 erlassenen Verbot des Stadtrates hervorgeht. Und dennoch war dieser so tief im Volksbewußtsein verwurzelte Brauchtermin durch alle behördlichen Verbote nicht zu besiegen. Denn fast fünfzig Jahre später sprang der nachmals berühmt gewordene Heidelberger Mediziner Adolf Kußmaul, wie er uns in seinen „Jugenderinnerungen eines alten Arztes“ S. 51 erzählt, als Zwölfjähriger mit anderen Knaben auf der Straße vor der elterlichen Wohnung über das Johannisfeuer: „Zur Charakteristik Mannheims in meiner Schulzeit dient die Tatsache, daß ich am 24. Juni 1834 mit anderen Knaben auf der Straße vor unserer Wohnung über das Johannisfeuer gehüpft bin. Das heidnische Fest der Sonnenwende durfte noch ungehindert mitten in der Stadt begangen werden. Die Schuljugend zündete Holzscheiter an und setzte über das Feuer“. In der Schwarzwaldhauptstadt Freiburg bildete im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts, wie Freiherr Joseph

von Reichlin-Meldegg in seinen „Erinnerungen eines badischen Beamten“ 1874 schreibt, der Johannisvorabend Anlaß zu einem heiteren Volksfest. Auf dem ehemaligen Kapuzinerwinkel, seit 1811 Karlsplatz, wurden eine Menge Holzstöße angezündet, über welche die jungen Leute sprangen, während die Alten dem frohen Treiben ihrer Kinder zusahen. Beim Verglühen der Kohlen nahmen sich Knaben und Mädchen an der Hand und tanzten singend um die Gluthaufen, bis diese zu Asche geworden waren. Die Vorbereitungen zu diesem Johannisfeuer wurden schon zwei Wochen vorher getroffen. Täglich sah man die Knaben paarweise von Haus zu Haus mit zwei Tragstangen in den Händen gehen, um Holz zu sammeln. Die Stangen wurden vor der Haustür niedergelegt und folgender Heischevers aufgesagt:

„Sal! Sal! bai e!
 Wohl, wohl wai e!
 Gen üs au e Schitli Holz.
 Zum Sankt Johannes Fürle;
 Glück ins Hus,
 Sankt Vit, Sankt Vit
 Des Schitile isch nit mit,
 Sankt Bartle, Sankt Bartle,
 Des Schitile isch gar artle,
 Sankt Thome, Sankt Thome,
 Des Schitile wird bald komme,
 Sankt Eberecht, Sankt Eberecht,
 Des Schitile isch üs eberecht,
 Gen üs au e Schitli Holz
 Zum Sankt Johannes Fürle,
 Oder ir kommt in finstre Wald!“

Niemand weigerte sich, der Knabenschar eine Welle oder einige Scheiter Holz zu spenden. Mit dem „Salve-Salve“-Gesang wurde der Heischegesang fortgesetzt von Haus zu Haus, bis ein hinreichender Vorrat für den Johannesabend gesammelt war. Aber auch in Freiburg verbot die Behörde vor nunmehr 150 Jahren aus Sicherheitsgründen die Johannesfeuer in den Straßen der Stadt¹⁷⁾.

Auf dem Höhepunkt der behördlichen Verbote schrieb Johann Wolfgang von Goethe 1804 in seinem Johannisstagsgedicht einen geharnischten Protest gegen die Einschränkung dieses Brauches:

„Johannisfeuer sei unverwehrt,
 die Freude nie verloren!
 Besen werden immer stumpf gekehrt
 und Jungens immer geboren!“

Wie war denn nun die ländliche Form dieses jahrhundertealten Brauches des Johannisfeuers, welches in verschiedener dialektischer Umformung auch „Hansfeuer“ (Heilbronn), „Santehansfeuer“ (Allgäu), „G(e)hannesfeuer“ (Unterfranken, Reuß), „Ghanesfeuer“ (Egerland), „Khannesfeuer“ (Oberfranken, Nordoberpfalz), „Khanesfeuer“ (Westböhmen), „Kanz-, Kanzdi-feuer“ (Elsaß), „Kansch-, auch Kanschoch-feuer“ (nördl. Baden), „Jehonzigfeuer“ (Schlesien), „Sonnenwende“ (Niederösterreich), „Sunnawend-, Suwendfeuer“ (Niederbayern, Tirol), „Siwendfeuer“ (Freising), „Sonnewettfeuer“ (Österreich), „Sümetts-, Simmetsfeuer“ (Oberpfalz, München, Lechrain), „Sibetsfeuer“ (fränkischer Jura), „Semmesfeuer“ (Ellwangen), „Zimetfeuer“ (Freising, Oberpfalz), „Zinken-, Senkenfeuer“ (Biberach, Hohenzollern, Riedlinger Gegend), „Zündelfeuer“ (Ehingen a. d. Donau) und letztlich auch noch „Mückenfeuer“ (Tirol, Allgäu) genannt wird¹⁸⁾. Schon Wochen vor dem Johannisstags begannen bestimmte Altersgemeinschaften damit, dornige Stauden an Wegen und Äckern zu sammeln und am Platz des Johannisfeuers aufzuschichten. Zur Ergänzung wurden dann am Sankt Veitstag und am Vorabend des Johannisstages noch im Heischegang Holz und Stroh und sonst an Brennstoff aller Art gesammelt. Dabei riefen die Kinder bis in die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg im Bruhrain und im Kraichgau:

„G'hannesfeier, de Hawer isch deier,
wer koi Holz zum Feuer gebt,
kriecht des ewich Lewe net“¹⁹).

In Niederschopfheim sangen die Kinder:

„Genn is au e Stüdl
Zum St. Johannisfürl.
's Fülri welle mer baihe.
Zum St. Johannistage.
Glück ins Hus, Unglück rus,
Werfe alli alti Schitter rus“²⁰).

Bei Rastatt hieß es in Steinmauern:

„Es ist eine alte Frau im Haus,
Gibt kein Stückel Holz heraus,
Holz zum Feuer“²¹).

Und in Gutenstein bei Meßkirch lautete der Heischespruch:

„Kei me au a Scheitle ra
Zum St. Johannes Gukelefür,
Ois, zwoi oder drui“²²).

Im Frankenland sangen die Schulkinder einst beim Heischezug durch die Stadt Lauda:

„Geht zusammen ihr Knaben,
Wir wollen Holz zum Feuer tragen.
Beschere uns ein Scheit,
Beschere uns in Gloria.
Brenne dem Mädchen den Rock an,
Daß es nicht mehr spinnen kann.
Feuriger Mann im Haus,
Schmeiß das Holz zum Schlag heraus“²³).

Das gesammelte Brennmaterial wurde dann am Platz des Johannisfeuers aufgeschichtet. So hoch der Sprung über das Johannisfeuer war, so hoch gedieh der Flachs nach der Meinung des Volkes:

„Flix, Flax,
Daß mein Flachs
Über vier Ella wachs!“²⁴).

In Hettingen bei Buchen war der Jubel der Dorfjugend, die mit Stangen durch das „Khanschfö“ hindurchsprang, desto größer, je höher die Flamme aufstieg. Dabei dachte

man hier im Bauland an das Gedeihen der Brotfrucht. Auch im fruchtbaren Kraichgau sollte das Korn so hoch und ährenscher werden, als man über das „Gehannsenachtfeuer“ hüpfte. Die Bewohner einer jeden Landschaft dachten eben beim Sprung über das Johannisfeuer an die bei ihnen am meisten angebauten Feldfrüchte!

Hie und da hatte sich der Brauch des Scheibenschlagens, der am ersten Sonntag nach Fasnacht geübt wurde und wird, besonders in reinen Weinbaulandschaften mit dem Johannisfeuer verbunden. So in Mittelbaden in Ortenberg und im benachbarten Fessenbach. Auch in Sasbach am Kaiserstuhl geschah das Scheibenschlagen bis zum Zweiten Weltkrieg um Johanni. Der „Schiibe-buckel“, auf dem auch der tiefrote „Schiibe-buckler“ wächst, deutet auf diesen Brauch hin²⁵).

Wir modernen Menschen können es nicht mehr begreifen, wenn man früher in einer von abergläubischen Vorstellungen durchsetzten Zeit darauf ausging, alles abzuwehren, was geeignet schien, die Erntehoffnungen zu zerstören, insbesondere Hagelschlag und Gewitter. Zu diesem Zwecke läutete man die Kirchenglocken, um mit dem Klang der geweihten Glocken die in den Unwettern wirkenden Dämonen und Naturgeister zu bannen. Mancherorts wird ja bis auf den heutigen Tag zur Abwehr gerade des Hagels der „Hagelfeiertag“, vorzugsweise am 29. Juni, dem Tag der „Wetterherren“ Peter und Paul, gefeiert.

Am Johannistag, der als Unglückstag galt, ließ man von alters her ganz besondere Vorsicht walten. So hieß es vielerorts, daß man an diesem Tag auf keinen Baum klettern sollte, und andernorts warnte man vor einem Bad. Der „Wassergeist“ — so hieß es im unteren Neckartal bei Heidelberg — fordere an diesem Tag ein Opfer. Im Volksreim ist die Verbindung des am Johannistag besonders gefährdeten „Klimmers“ (des Baumkletterers) und des „Schwimmers“ ausdrück-

lich und warnend ausgesprochen. Selbst die Schiffer gingen in den Alpenländern auf kein Floß am Johannistage. Auch an Oder und Spree sollen aus dieser Furcht die Fischer und Schiffer selbst Rettungsversuche am Johannistage unterlassen haben. Am Bodensee will der „Engel“ oder „Sankt Johann“ einen „Klimmer“ und einen „Schwimmer“. In Rotenburg am Neckar hieß es, der Fluß werde wild und nehme einen Menschen, wenn nicht der übliche Laib Brot geopfert werde! Wie es am Johannistag in den Fluten des Neckars nicht geheuer ist, das schildert uns in drastischer, stark bildhafter Weise, auch Karl Gottfried Nadler in seinem pfälzischen Mundartgedicht „Der Neckar in der Ghannsdagsnacht“:

„Wann in der Ghannsdagsnacht eener bad't
Im Neckarschtrum, in der waarme Nacht,
Befehl er sich Goddes allmächtiger Gnad,
Er ist hin, wannen die nit bewacht.

Wann's Wasser reißt, do hebt sich e Hand,
Die ziehd en in Schtrum — er meent an's
Land!

Der Neckargeischt is es, er hot die Macht,
Er verlangt e lewendigi Seel die Nacht!

Drei Dag lang findt mar de Dodte nit,
Drei Dag lang und drei Nächtl!
Am virde erscht bringt en's Gewässer mit,
Aussem Grund ruf, un rauscht mit Macht!

Do sehr'r jo, 's is keen nadürliches Ding:
Er hodd um de Hals rum en blooe Ring!
Der Neckargeischt war's — er hot die Macht,
Er holt sich e Seel in der Ghannsdagsnacht!“

Nach der Jahrhundertwende hatte sich die aus dem „Wandervogel“ hervorgegangene „Jugend-Bewegung“ in ihrer Naturverbundenheit zu einer in Begeisterung und romantischem Gefühl wurzelnden neuen Einstellung zu Landschaft und Kultur, Sage, Legende und altem Volksgut geformt. Hans Breuers Volksliedersammlung „Der Zupfgeigenhans!“ aus dem Jahre 1908 förderte vor allem die Wanderfahrten der Jugend-

lichen; und dabei zeigten sich ihnen die „Urerlebnisse“ der Natur beim Laienspiel im Freien und bei dem Volkstanz um das Festfeuer der „Sonnwendfeier“ als einem romantisch-verklärten „Verbandsbrauch“. Lange Jahre brannten die Freiburger Forststudenten ihr „Sonnwendfeuer“ auf der Zähringer Burg hoch über der Freiburger Bucht ab. Bis auf den heutigen Tag üben dort oben die Ostdeutschen, besonders die Sudendentutsche Landsmannschaft, das „Festfeuer zur Sommersonnenwende“. Die Wassersportler bevorzugen die Ruine der Limburg am Westabfall des Kaiserstuhls für ihr „Sonnwendfeuerbrauchtum“.

Nachdem in den Jahren 1933 bis 1945 auch das Sonnwendfeuer — und dieses gerade ganz besonders! — einer vorgeblich nordischen Schollenideologie dienen mußte, gewinnt der altüberlieferte Brauch der Johannisnacht wieder mehr und mehr Bedeutung. So lodert — wie bereits eingangs erwähnt — auf dem Staufener Burgberg im Breisgau in den letzten Jahren vor der Palasmauer der alten Burg wie in alten Zeiten das „Johannesfierli“ auf. Hier wird oben darauf eine Strohuppe mitverbrannt. Das Verbrennen von Puppen im Johannisfeuer ist indes verhältnismäßig selten! Auch das „Hanse-Füertle“ in Markdorf bei Überlingen, haben wir schon erwähnt. In St. Märgen im Hochschwarzwald pflegt die Landjugend den alten Brauch des „Johannisfeuers“ neuerdings wieder. Und im Kraichgauer Dorf Stettfeld bei Bruchsal hat sich 1965 unter der Leitung von Pfarrer Hubert Debatin erstmals wieder nach langer Unterbrechung die Dorfjugend zum Abbrennen des „G'hannesfeuers“ auf der Anhöhe im Gewinn „Kallenberg“ zusammengefunden. Ganz besonders eindrucksvoll aber ist es, wenn von den „Felsen“ herab das „Khanschfö“ zu Oberlauda im Frankenland aufflammt — hier ohne jede Unterbrechung tradiert aus alter Zeit bis heute, nur eben war von 1933—1944 aus dem „Khanschfö“

das nationalsozialistische „Sonnwendfeuer“ geworden. Manch einer schaut dann vom alten Sankt-Martins-Kirchlein aus zum „Khanschfö“ hinauf und denkt an seine Jugendzeit, als er selbst noch sang:

„Heiliger Sankt Veit, gebt uns ein Scheit,
Heiliger Sankt Michel, gebt uns en Stickl,
Heiliger Sankt Johannes,
gebt uns ein langes!“

Literatur:

¹⁾ Freybe, A., Deutsche Johannisfeier (Zum 24. Juni). Das Land. Organ des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, 18. Jg., Nr. 18, 15. Juni 1910, S. 403—404; ebd. 18. Jg., Nr. 19, 1. Juli 1910, S. 421/422.

²⁾ Spamer, A., Sitte und Brauch. I. Das Brauchtum im Jahreslauf: Sommer und Herbst, in: Handbuch der Deutschen Volkskunde, herausgegeben von Peßler, W., S. 33—236, S. 97.

³⁾ Fox, N., Saarländische Volkskunde. Volkskunde Rheinischer Landschaften, herausgegeben von Wrede, A., Bd. 4, Bonn 1927, S. 416.

⁴⁾ Wrede, A., Eifeler Volkskunde. Volkskunde Rheinischer Landschaften, herausgegeben von Wrede, A., Bd. 3, Bonn 1924, S. 222.

⁵⁾ Wörterbuch der Deutschen Volkskunde. Begründet von Erich, O. A., und Beitzl, R. Zweite Auflage neu bearbeitet von Beitzl, R., Kröners Taschenausgabe Band 127, Stuttgart 1955, S. 376.

⁶⁾ Dialogus miraculorum 5,30, herausgegeben von Strange, J., Köln 1850, S. 315.

⁷⁾ vgl. hierzu „Nach Sankt Veit wendet sich die Zeit“ — Der heilige Vitus in Kult und Brauch. 5240. Sendung des Süddeutschen Rundfunks Stuttgart, Volks- und Landeskunde. Montag, 19. Juni 1967, von Kieser, W., S. 2—5 des Manuskriptes.

⁸⁾ ebd. S. 17—19.

⁹⁾ Birlinger, A., Aus Schwaben. Sagen, Legenden, Aberglauben, Sitten, Rechtsbräuche, Ortsneckereien, Lieder, Kinderreime. Zwei Bände, Wiesbaden 1874, Bd. 2, S. 117.

¹⁰⁾ ebd. S. 117.

¹¹⁾ vgl. hierzu „Der Johannistag in Südwestdeutschland.“ Ein Überblick. 5243. Sendung des Süddeutschen Rundfunks Stuttgart, Volks- und Landeskunde. Freitag, 23. Juni 1967, von Umringer, G., S. 3 des Manuskriptes.

¹²⁾ ebd. S. 3.

¹³⁾ ebd. S. 4.

¹⁴⁾ ZGO 20. 1867, S. 78/79.

¹⁵⁾ Disch, F., Chronik der Stadt Wolfach, Karlsruhe 1920, S. 438/439.

¹⁶⁾ Fehrle, E. Der Johannistag. Zwischen Nekar und Main. Heimatblätter des Bezirksmuseums Buchen, herausgegeben von Trunzer Karl, 7. Heft, Buchen 1924, S. 4.

¹⁷⁾ vgl. hierzu Badische Zeitung, Freiburg im Breisgau, Mittwoch, 24. Juni 1964, S. 12 „Die Buben sammelten das Holz“ von Dr. M.

¹⁸⁾ Freudenthal, H., Das Feuer im deutschen Glauben und Brauch, Berlin und Leipzig 1931, S. 288.

¹⁹⁾ Eigenaufnahme des Autors.

²⁰⁾ Meyer, E. H., Badisches Volksleben im neunzehnten Jahrhundert, Straßburg 1900, S. 104.

²¹⁾ ebd. S. 104.

²²⁾ Fehrle, E., s. o., S. 7.

²³⁾ Meyer, E. H., s. o., S. 104.

²⁴⁾ König, W., Johannisfeuer. Ein Beitrag zur Untersuchung des Volksglaubens der Gegenwart. Inaugural-Dissertation phil. Frankfurt a. M., 1932, Glaube und Brauch. Beiträge zur Untersuchung des primitiven Gemeinschaftslebens der Gegenwart, Bd. 1, Reichenberg 1932, S. 35.

²⁵⁾ vgl. hierzu Busse, H. E., Volkstum, in: Der Kaiserstuhl. Landschaft und Volkstum. Herausgegeben vom Alemannischen Institut in Freiburg i.Br., Freiburg 1939, S. 253—266, S. 264.

Hinweis

Betr. „Badische Heimat“ Heft 2/73, Juni, „Pinienzapfen auf Brunnen“. Der Verfasser dankt für die Zuschriften und bittet um weitere Beobachtungen und Mitteilungen. Die letzteren möge man direkt an seine Adresse richten: Ludwig Merz, 69 Heidelberg, Quinckestr. 18. Die Schriftleitung

150 Jahre Badische Wasser- und Straßenbau-Verwaltung

Von Robert Litsch, Waldshut

Am 15. Juli 1823 erließ das Großherzogliche Ministerium des Innern im Großh.-Bad. Staats- und Regierungs-Blatt die Bekanntmachung¹⁾, Seine Königliche Hoheit habe gnädigst zu bestimmen geruht, daß das „centralisierte Wasser- und Straßenbauwesen“ den neuen Titel „Ober-Wasser- und Straßenbau-Direktion“ anzunehmen habe. Die Organisation wurde als „Instruktion“ in dieser Landesherrlichen Verordnung festgelegt und war jahrzehntelang maßgebend für die Geschäftsaufgaben. Dieses Datum vom 15. 7. 1823 galt daher seitdem sozusagen als Geburtstag der Badischen Wasser- und Straßenbauverwaltung (und jährt sich am 15. 7. 1973 zum 150. Male), auch wenn die Neuorganisation eigentlich mehr das Ergebnis einer in Jahrzehnten herangereiften Entwicklung und die Bestätigung langer Erfahrungen gewesen war. Dennoch dürfen wir das „Jubiläum“ feiern, denn jene Landesherrliche Verordnung²⁾ rückte offiziell die zusammengefaßte Technische Verwaltung in das Blickfeld und Bewußtsein der Staatsverwaltung und auch der Bevölkerung des Landes.

Das Ingenieurdepartement

Geographische Eigenheiten, Größe und Struktur, Wandel der Herrschafts- und Regierungsformen eines Landes sind stets auch bestimmend für die organischen Einrichtungen, vor allem aber auch die geschichtlichen und politischen Ereignisse. So erlebte Baden die Übergänge vom Stammland der badischen Markgrafschaft zum Großherzogtum, von der Republik nach dem Ersten Weltkrieg bis zum heutigen Bundesland Baden-Württemberg. Ein historischer Rückblick erläutert und erklärt auch den Werdegang der Technischen Verwaltung.

Markgraf Christoph I. von Baden hatte 1515 seine nicht zusammenhängenden Lande unter die drei Söhne Bernhard, Philipp und Ernst geteilt. Nach dem Tode Philipps 1533 kamen die Besitzungen durch einen Teilungsvergleich vom 29. 9. 1537 an die beiden Brüder: die Ernst'sche Linie residierte bis 1565 in Pforzheim, dann bis 1715 in Durlach und danach im neugegründeten Karlsruhe. Die Bernhard'sche Linie dagegen residierte bis 1706 in Baden-Baden, dann in Rastatt. Nach dem Tode des Markgrafen August Georg erlosch die Badener Linie, und die seit 256 Jahren getrennten Markgräflisch-Badischen Lande wurden wieder unter Markgraf Karl Friedrich von Baden-Durlach vereinigt, ausgenommen die Landvogtei Ortenau, die als eröffnetes Lehen dem Hause Österreich anheimfiel. Markgraf Karl Friedrich³⁾ hatte die Regierung 1746 angetreten, er wurde ein für sein Landeswohl sehr besorgter und wissenschaftlich lebhaft interessierter Landesvater. Sein Herrschaftsbereich vergrößerte sich laufend. Zusammen mit den linksrheinischen Besitzungen hatte die wiedervereinigte Markgrafschaft ein Gebiet von 65 Quadratmeilen Fläche. Da die beiden Landesteile aber kein geographisch zusammenhängendes Gebiet⁴⁾ bildeten, blieb auch nach der Vereinigung eine technische Aufteilung in zwei Departements bestehen. Für jedes Departement wurde am 7. 6. 1789 ein „Ingenieur en chef“ mit einem „Unter-Ingenieur“ und einem „Eleven“ angestellt: Ing. Schwenk für das Gebiet Baden-Durlach (1783 Kammerrath, gest. 1797), und Hauptmann Vierordt für das Gebiet Baden-Baden (1807 Generalmajor, gest. 1812). Dieses Personal wurde „Ingenieur-Departement“ genannt und der Rentkammer untergeordnet, welcher ein „Techniker“ beigegeben war. In richtiger Würdigung des Wertes tüchtiger

und wissenschaftlich gebildeter Ingenieure berief Markgraf Karl Friedrich 1775 den Ing. Burdett aus England und betraute ihn vor allem mit der wissenschaftlichen Ausbildung der „Ingenieur-Eleven“, aber auch mit der trigonometrischen Landesaufnahme. Burdett wurde auch Lehrmeister des später so bedeutenden J. G. TULLA, dem er die ersten Kenntnisse in der geometrischen Konstruktionslehre vermittelte. TULLA⁵⁾ trat 1797 in den markgräflichen Dienst und wurde entscheidender Antrieb für die technische Verwaltung des Wasser- und Straßenbaues. Regelmäßig berieten die beiden „Ingenieurs en chef“ mit dem „Techniker“ unter Vorsitz des Präsidenten der Rentkammer über alle das Ingenieurfach betreffenden Gegenstände, den Straßenbau ausgenommen. Denn seit 1775 bestand eine besondere „General-Straßen-Inspektion“ unter General Bek.

Von 1796 bis 1800 wurden jedoch alle Fragen des Wasser- und Straßenbaues von einer gemeinsamen Kommission beraten, die unter dem Vorsitz des Kammerpräsidenten aus dem Oberjägermeister, 5 Kammerräten und 2 Ingenieuren bestand. Die Beschlüsse gingen als Protokoll-Auszüge unmittelbar an das inzwischen vereinigte „Ingenieur-Departement“ zum Vollzuge.

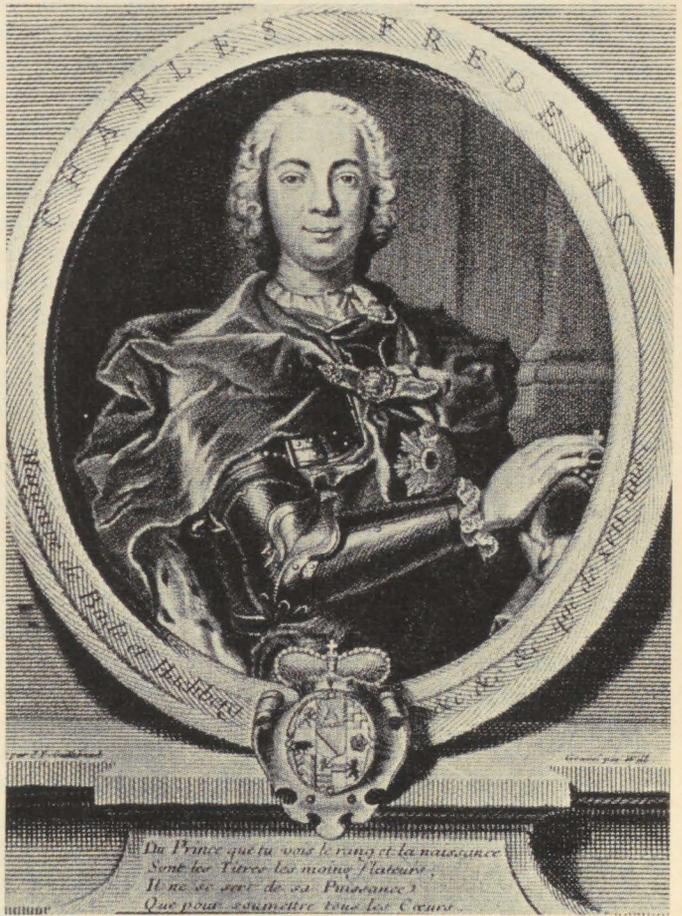
Dem Bezirksdienste im Land waren „Land-Commissäre, Renovatoren, Geometer, Baumeister“ u. a. gewidmet, die zugleich auch Dienste als „Frohndschreiber, Wasser-Commissäre, Polizeibeamte für Maaße und Gewichte“ leisteten sowie weitere Nebendienste zu besorgen hatten. Die Straßen- und Flußlängen wurden damals nach Stunden bemessen. So oblag den „Bediensteten“ die Verbesserung und Unterhaltung von 77 Stunden Landstraßen sowie die Ausföhrung von Wasserbauten an einer 19 Stunden langen Rheinstrecke, schließlich auch an den Binnenflüssen Pfinz, Enz, Nagold, Alb, Murg, Oos, Elz, Dreisam und Wiese, soweit sie das markgräfliche Gebiet durchzogen.

Verwaltungsreform im Kurfürstentum

Der Friede von Lunéville am 9. 2. 1801 schloß die französischen Revolutionskriege ab: Frankreich erhielt das linke Rheinufer und erlangte u. a. die Anerkennung der „Helvetischen Republik“. Eine Entschädigung für die linksrheinischen Gebiete erhielten die deutschen Fürsten durch den sogenannten „Reichsdeputationshauptschluß“ vom 25. 2. 1803: so wurden dem Markgrafen von Baden folgende Gebiete zugewiesen: die Landgrafschaft Hanau-Lichtenberg, die Herrschaft Lahr, die pfälzischen Ämter Ladenburg, Heidelberg und Bretten, die Reichsstädte Überlingen, Pfullendorf, Gengenbach, Offenburg, Zell und das Reichstal Harmersbach, das Bistum Konstanz, die Reste der Bistümer Speyer, Basel und Straßburg, die Abteien Schwarzach, Frauenalb, Allerheiligen, Lichtental, Gengenbach, Ettenheimmünster, Petershausen, Reichenau, Oehningen, Salem und die Propstei Odenheim, zusammen mit rd. 58 Quadratmeilen Fläche. Das rechtsrheinische Stammland der Markgrafschaft hatte sich mehr als verdoppelt und die Landeseinwohner waren von rd. 172 000 auf 424 000 gewachsen. Gleichzeitig wurde dem Markgrafen Karl Friedrich die „Churwürde“ verliehen, die Markgrafschaft wurde „Churfürstenthum“.

Die verschiedenen Landesteile und Regierungsverhältnisse, aber auch die gleichmäßige Förderung des Wohles der alten und neuen Untertanen veranlaßte Kurfürst Karl Friedrich zu einer ersten Verwaltungs-Reform. Obgleich kein anderer der größeren deutschen Staaten aus so vielen kleinen und ungleichartigen Teilen zusammengesetzt war wie Baden, erfolgte doch gerade hier die Organisation am raschesten und legte den Grundstock zum sprichwörtlichen „Musterlände“! Schon 1803 wurden die 13 „Organisations-Edikte“ erlassen, von der allgemeinen Landes-Administration („Geheimeraths-Collegium“ als Oberste Verwaltungs-

Markgraf Karl Friedrich
von Baden



behörde) über 5 „General-Commissionen“ bis zur Dreiteilung des Landes in 3 Verwaltungsbezirke: Badische Markgrafschaft, Badische Pfalzgrafschaft am Rhein und Badisches Oberes Fürstenthum am Bodensee. (Mit dem 10. Organisationsedikt wurde auch das „Kurfürstliche — Kur-badische Regierungsblatt“⁶⁾ angekündigt, das am 5. Julius 1803 die Tradition der Gesetz- und Regierungsblätter einleitete).

Unter den 5 errichteten General-Commissionen für Forstwesen, Hochbau, Sanitätswesen, Arbeitshaus wurde die „General-Commission für Wasser- und Straßenbau“ mit umfangreichen Aufgaben betraut: Bau

und Unterhaltung der Wasser- und Landstraßen, Besorgung des Schiffahrts-, Floß-, Teich- und Brückenwesens und Oberadministration (Verwaltung) der „Chaussee-, Brücken- und Wege-Gelder“. Dieses Collegium sollte bestehen aus: Finanzminister, Oberjägermeister, Geheimrat, Oberstraßeninspektor, Oberteichinspektor, Hofratsmitglied sowie Straßenbau- und Wasserbau-Sachverständigen (als Beisitzer). Statt dessen aber besorgte die oberste Finanzbehörde die Geschäfte, mit Hilfe eines „Artistischen Bureaus“ (Ingenieurdepartement), in dem nun ein „Oberlandesingenieur“ (Oberstlieutenant, seit 1807 General Vierordt) und

ein „Oberingenieur“ (Hptm. J. G. Tulla⁵) angestellt waren. 1804 wurde Tulla die Oberleitung des gesamten Flußbaues übertragen. (Sein Leben und Werk ist a. O. ausführlich geschildert.) — Durch die Vergrößerung des Landes-Flächeninhalts auf 110 Quadratmeilen war die Landstraßenlänge auf 163 Stunden und die Badische Rhein-
strecke auf 39 Stunden angewachsen, hinzu kamen noch Teile des Neckars, der Rench und der Kinzig, außer den schon betreuten Binnenflüssen. Die Aufgaben wuchsen immer mehr, das Land mußte neu vermessen werden, die Staatsgrenzen sollten gesichert werden, vor allem am Rhein gegenüber Frankreich, und Verkehrswege zu Wasser und zu Lande bedurften des Ausbaues und der Unterhaltung, auch sollten Land und Leute vor den schlimmen Überschwemmungen geschützt werden.

Technischer Verwaltungsaufbau im Großherzogtum

Mit dem Preßburger Frieden vom 26. 12. 1805 nahm Napoleon dem Kaiserhaus Habsburg in Österreich nicht nur die deutsche Kaiserkrone, sondern auch wertvolle Gebiete wie Venedig, Tirol und Breisgau weg, bei gleichzeitiger Neubildung der Königreiche Bayern und Württemberg sowie der Großherzogtümer Baden, Hessen-Darmstadt, Frankfurt und Nassau.

Dem Kurfürsten von Baden⁷) fielen größere Teile des Breisgaves, die Landgrafschaft Ortenau, die Deutsch-Ordens-Commende Mainau mit der Herrschaft Blumenfeld und die Stadt Konstanz zu. Mit der Gründung des Rheinbundes von 16 deutschen Fürstentümern (unter dem Protektorat Napoleons) und gemäß Art. 19 der „Rheinischen Bundesakte“ vom 12. 7. 1806 wurden dem Kurfürsten von Baden eine weitere Anzahl von Herrschaften und Städten zugewiesen: die Grafschaft Bonndorf, die Städte Villingen und Bräunlingen, das Fürstentum Heiters-

heim, die Deutsch-Ordens-Commenden Beuggen am Hochrhein und Freiburg im Breisgau. Ferner wurden ihm die Souveränitätsrechte über einige fürstliche Gebiete und über reichsritterschaftliche Besitzungen zugestanden. Das badische Land wuchs um weitere rd. 79 Quadratmeilen.

Aufgrund der „Rheinbundakte“ wurden durch eine Proklamation am 13. 8. 1806 die alten Stammlande und die neuen, teils zur Ober- und Erbherrlichkeit erworbenen Fürstentümer, Graf- und Herrschaften zu einem „untheilbaren, souveränen Großherzogtum“ erklärt⁸). Durch die LhVO. v. 22. 8. 1806 wurde die „Titulatur des Großherzoglichen Hauses“ bekanntgegeben⁹). (Die Verordnungen wurden ab 1807 im „Großh.-Bad. Regierungs-Blatt“ verkündigt¹⁰.)

Wiederum wurde durch den bedeutenden Landzuwachs eine Verwaltungsreform nötig. Mit dem „Constitutiv-Reskript“ vom 20. 3. 1807¹¹) wurde das „Geheime-Raths-Collegium“ in 4 Abteilungen geteilt: Staats-, Justiz-, Polizei- und Finanz-Departements (Ministerien). Dem Polizei-Dep. wurde die Straßen-, Schifffahrts- und Stropolizei, dem Finanz-Dep. das Damm-, Teich-, Fluß- und Straßenbauwesen zugewiesen. Das ganze Land wurde mit „Organisations-Reskript“ vom 22. 7. 1807¹²) in 3 Provinzen eingeteilt:

1. Provinz des Oberrheins (Bad. Landgrafschaft, einschl. d. oberen Fürstentums),
2. Provinz des Mittelrheins (Bad. Markgrafschaft), und
3. Provinz des Unterrheins (Bad. Pfalzgrafschaft).

Insgesamt hatten die 3 Provinzen 65 landesherrliche und 41 standesherrliche, also zusammen 106 Ämter. Jede Provinz hatte ein Hofgericht, eine Regierung und eine Rentkammer, der auch der Wasser- und Straßenbau in mittlerer Ordnung (im Bezirk) oblag.

In diesem Jahr 1807 gründete TULLA⁵) auch die Ingenieurschule in Karlsruhe, da

ihm die Ausbildung so sehr am Herzen lag. Trotz seiner vielen beruflichen Aufgaben widmete er sich persönlich der Unterrichtung „von dem Ingenieurfach ergebenden Leuten“ als gesunder Unterbau einer aufstrebenden Verwaltung.

Die Verwaltungsreform ging weiter, die LhVO. v. 5. 7. 1808¹³⁾ hob die oberste Staatsbehörde, das „Geheimeraths-Collegium“ wieder auf und bestellte für die Centralverwaltung 5 Ministerial-Departements: Justiz, Auswärtige Verhältnisse, Inneres, Finanzen und Kriegswesen, sodann als höchste Staatsbehörde einen „Cabinets-Rath“ und außerdem einen „Staats-Rath für wichtige Gegenstände“. Weitere 7 „Constitutions-Edikte“ und andere Gesetze von 1807/08 regelten die wichtigsten Organisationsfragen im neuen Großherzogtum. Das Departement des Innern erhielt nun die Straßen- und Stropolizei sowie die Schiffahrtssachen, das Finanzministerium die Direktion über den Straßenbau, sämtliche Chausseen, Straßen und Brücken, sowie die Oberaufsicht und Leitung des gesamten Rechnungswesens. Chef des Ingenieurdepartements war damals Generalmajor im Corps Vierordt. Capitain Tulla wurde 1808 zum Major¹⁴⁾ befördert und diente weiterhin als Oberingenieur im Ingenieurdepartement.

Welche Beachtung und Anerkennung damals schon dem Wasserbau gewidmet wurde, geht aus einer Bekanntmachung vom 5. 11. 1808¹⁵⁾ hervor, die dem Sousingieur ROCHLITZ (dem späteren Nachfolger Tullas) zuteil wurde: „Da der in dem Obervogtei-Amt Gengenbach als Districts-Ingenieur angestellte Sousingieur Rochlitz sich der Bepflanzung ansehnlicher Distrikte der bishero gänzlich verödeten Ufer des Kinzigflusses, zu unverkennbar großem Nutzen der dasigen Gegend mit vieler Mühe und Fleiß unterzogen hat, so ist demselben, mit Genehmigung des Großherzoglichen Finanz-Ministerii, eine Aufmunterungs-Prämie von 6 Stück Rheinischen Ducaten zugestellt

worden, welches andurch mit der Aufforderung an sämtliche Ingenieure zu ähnlichen verdienstvollen Unternehmungen in vorkommenden Fällen zur allgemeinen Kenntnis und Wissenschaft gebracht wird.“

Eine Ehren-Auszeichnung wurde auch am 24. 12. 1808¹⁶⁾ verliehen: „Da die Urbarmachung der Viehweiden in den Gemarkungen von Hemsbach und Laudenschbach vorzüglich das Resultat jenes unermüdligen Eifers ist, mit welchem der Amtmann Beithorn in Weinheim seit mehreren Jahren diese wichtige Verbesserung der Landescultur betrieben und endlich durchgesetzt hat, so haben Se. Königl. Hoheit zur Auszeichnung seiner Verdienste demselben die goldene Verdienst-Medaille zu verleihen geruht.“

Für Tulla aber brachte das Jahr 1809 Trauer um den Tod seines Vaters, der am 13. 6. 1809 als Pfarrer zu Rüppurr bei Karlsruhe starb¹⁷⁾.

Organisationsänderungen

Verschiedene Staatsverträge, der Pariser Friede von 1808 und spätere Grenzregulierungen brachten weiteren Gebietszuwachs. Das Bedürfnis einer zweckmäßigen, den ausgedehnten Landesteilen entsprechenden Einteilung der Bezirksstellen des Wasser- und Straßenbaues führte schon 1808 zum beachtlichen, heute noch durchaus richtigen und optimalen Vorschlag der Ingenieur-Abteilung, die Bezirke nach Flußgebieten einzuteilen! Damals kam der Vorschlag jedoch erst 1813 zur Verwirklichung.

Die Verwaltungsreform von 1808 wurde bereits 1809 geändert. Durch das Organisationsedikt vom 26. 11. 1809¹⁸⁾ wurde eine „Ministerial-Konferenz“ an Stelle des „Cabinets-Raths“ als höchste Staatsbehörde gesetzt. Das Land wurde unter Aufhebung der Drei-Provinzen-Einteilung in 10 Kreise geteilt, die interessanterweise meistens die Flußnamen als Bezeichnungen erhielten: Seekreis (Konstanz), Donaukreis (Villingen),

Wiese (Lörrach), Dreisam (Freiburg), Kinzig (Offenburg), Murg (Rastatt), Pfingst und Enz (Durlach), Neckar (Mannheim), Odenwald (Mosbach), Main und Tauber (Wertheim). Aber bereits 1810 wurden der Odenwaldkreis, 1815 der Wiesekreis, 1819 der Donaukreis und der Murgkreis wieder aufgehoben, sodaß 1819 nur noch 6 Kreise bestanden. 1832 wurden auch diese 6 Kreise aufgehoben und statt dessen 4 Regierungen errichtet, die ihrerseits wiederum 1863 aufgehoben wurden.

Die „Kreis-Direktorien“, denen 119 Bezirksämter unterstanden, hatten die öffentlichen Arbeiten an Straßen, Flüssen, Brücken zu überwachen und Entscheidungen zu treffen, die Landeskultur zu „befördern mittelst Austrocknen von Sümpfen, Anlagen von Wässerungen und dergleichen“, ferner die Aufsicht über Flößerei und Schifffahrt mit ihren „Anstalten“ wahrzunehmen, ebenso über das Frohndwesen, die sogenannten Bezirksverrechnungen, die jährlichen „Bau-Relationen“ der Bezirksstellen und über das gesamte Personal („Bezirksdiener“). Die Anordnung und Leitung des Landstraßen-, Brücken-, Damm- und Wasserbaues durch die „Exekutivbehörden“ war mit der Vollmacht ausgestattet, wegen Unterhaltung bereits bestehender Bauten „das Nöthige selbst vorzukehren“ und für jedes neue „unverschiebliche Bauwesen“ den erforderlichen Aufwand bis zu 500 fl. („Floren“ = Gulden) zu genehmigen.

Organisationsvorschlag Tullas

Dem Ministerium des Innern, besonders aber seinem 3. Departement der „Landes-Ökonomie“ oblagen die Fragen über neue Landstraßen, größere Flußbauten und über die Flößerei. Dem Departement waren die Ingenieure zugeteilt, die das „Artistische“¹⁹⁾ des Straßen-, Brücken- und Wasserbaues, der Landesvermessung und der Maß- und Gewichtspolizei zu besorgen hatten: der

Ober-Landesingenieur und dessen Gehilfen, die Kreis-Ingenieure, die Distrikts-Ingenieure, die Landes-Commissarien und die Distrikt-Geometer. Der Ober-Landesingenieur trug beim Landesökonomie-Departement vor und hatte im Collegium Sitz und Stimme. Er konnte aber auch von anderen Ministerien und Departements für Geschäfte zu Rate gezogen werden, für die „artistische Kenntnisse“ erforderlich waren. Zugleich konnte er Aufträge erhalten und entgegennehmen.

Aber dennoch machte sich bald der Mangel einer „oberen Centralisation“ bemerkbar und Tulla sprach sich schon 1810 in einem schriftlichen Vorschlag²⁰⁾ wie folgt aus: „Die frühere Verschiedenheit der Regierungen und Verfassungen, die Verschiedenheit der Fruchtbarkeit, der Gewerbebezüge und der Kultur in den einzelnen Landestheilen zeigen sich deutlich in den Straßenanlagen, in dem Flußbau und in der Benützung der Flüsse, hauptsächlich aber in der mangelhaften Entwässerung sumpfiger Gegenden. Durch die frühere Landzerstückelung waren allen großen, ja selbst den kleinen Unternehmungen Hindernisse in den Weg geworfen, die, wenn sie auf der einen Seite weggeräumt werden wollten, von der andern Seite wieder mit erneuter Kraft geschaffen wurden. Durch die Vereinigung der verschiedenen Landestheile ist der Zeitpunkt eingetreten, wo größere Unternehmungen möglich sind. Soll nun in Baden der Wasser- und Straßenbau nach Regeln der Kunst geführt und dadurch Zweckmäßigkeit und Kostenersparnis bewirkt werden, so ist die Organisation eines eigentlichen Ingenieur-Corps nothwendig. Für ein solches Corps ist aber eine Direktion erforderlich, welche das Ganze leitet und beurtheilt, wie der jährlich zu verwendende Aufwand auf die dringendsten Arbeiten zu vertheilen sei. Ohne eine solche Direktion wird, wie seither, jeder Ingenieur in dem ihm vorgezeichneten Wirkungskreis die Arbeiten nach seinen Ansichten behandeln,



Ausschnitt aus „Mappa Geographica ad Historiam NIGRAE SILVAE“
von Fürstabt Martin Gerbert, St. Blasien

mithin kein System in den ganzen Geschäftsgang kommen.“

Leider erhielt der Vorschlag Tullas erst 13 Jahre später vollständige Geltung und praktische Verwirklichung in der am 15. 7. 1823 neu gestalteten „Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues“.

Technische Beachtung fand Tulla dagegen schon bald mit seinen 1812 geschriebenen „Grundsätze über die Rheinbauarbeiten“⁵⁾.

Direktion des Wasser- und Straßenbaues

Ansehen und Bedeutung des Großherzogs Carl Friedrich²¹⁾ wuchsen, und auch die Landesfläche und die Bevölkerungszahl vergrößerte sich weiterhin, als Baden 1811 die Herrschaft Thengen der Herren von Auersperg und 1812 die Landgrafschaft Klettgau²²⁾ des Fürsten von Schwarzenberg kaufte. Gleichzeitig führte die Suche nach der besten Verwaltungsmethode bereits 1813 wieder zu einer Reform: durch LhVO. vom 21. 6. 1813²³⁾ wurden die General-Direktorien aufgehoben und die 3 Departements des Ministeriums des Innern in 1 Departement vereinigt. Das Finanzministerium erhielt 2 Departements, zugleich ging der Wasser- und Straßenbau an das Fin.-Min. über. Wieder wurde am 1. 9. 1813 eine „Artistische Kommission“ für das Ingenieurfach errichtet, mit Ober-Landesing. Major Tulla²⁴⁾, 2 Kreis-Oberingenieuren Gerhard und Schwenk sowie 1 Ingenieur als Gehilfe. Für die Bezirksdienste wurden 21 Techniker (Ingenieure, Baumeister und Geometer) für 13 Stellen bestimmt, die man „Inspektionen“ nannte. Die Länge der aufgrund des Straßengesetzes von 1810 in die Klasse der „Commercial- oder Landstraßen“ eingereiheten Wege betrug damals 392 Stunden, und das rechte Rheinufer von Basel bis zur hessischen Grenze nördlich Mannheim gehörte nun ausschließlich zu Baden. Mit den technischen Aufgaben fand TULLA auch weitere Anerkennung, als er 1814 zum Obristlieutenant²⁵⁾ ernannt und Chef des Wasser- und

Straßenbaues wurde. Auch erhielt er 1814 den St. Wladimir-Orden 4. Classe²⁶⁾. Ein guter Mitarbeiter und späterer Nachfolger wurde Franz Joseph ROCHLITZ²⁷⁾, der 1816 zum Oberingenieur²⁸⁾ ernannt wurde.

Weitere Vorschriften für die technische Verwaltung gab die Ministerial-VO. v. 17. 5. 1816, sowohl für den Wirkungskreis der Bezirke als auch für die Personalausstattung der Bezirksingenieure mit Gehilfen, ferner für die Unterstellung der Inspektionen unter die „Artistische Commission“, welche den neuen Namen „Direktion des Wasser- und Straßenbaues“ erhielt. Sie hatte Regeln und Instruktionen „für die artistisch-technische Behandlung“ vorzuschreiben, Vorschläge durch „Lokaluntersuchungen“ zu prüfen und die Ausführungen zu kontrollieren, soweit es sich um Arbeiten aus Staatsmitteln handelte. Für die anderen Arbeiten waren die Inspektionen zunächst den Kreis-Direktionen untergeordnet.

TULLA persönlich erhielt „vermöge höchster Resolution“ vom 24. 1. 1817 den „Charakter als Ober-Wasser- und Straßenbau-Direktor“²⁹⁾.

Zugleich setzte sich immer mehr die Meinung durch, daß man für technische Fragen den Rat von Fachleuten annehmen müsse, so z. B. in den Budgetberatungen der Landstände.

Landständische Verfassung und Techn. Verwaltung

Die von Großherzog Carl am 22. 8. 1818 gegebene „Landständische Verfassung“³⁰⁾ hatte großen Einfluß auf die Entwicklung des Wasser- und Straßenbaues. Die große Bedeutung für die volkswirtschaftlichen Interessen und die erforderlichen hohen Staatsausgaben des Wasser- und Straßenbaues bewirkten, daß die Landstände (später „Landtag“) das Auflagengesetz und das Staatsbudget sowie die Verwendung der bewilligten Mittel von ihrer besonderen Beurteilung und Zustimmung abhängig mach-

ten. Die vielen Wünsche der verschiedenen Landesteile für Straßen und Flußkorrekturen fanden nun durch die Kammern eine wirksame Vertretung, aber auch eine kräftige finanzielle Unterstützung für diese gemeinnützigen Bauausführungen.

Eine Verwaltungsänderung durch LhVO. v. 29. 4. 1819³¹⁾ gliederte das Fluß- und Straßenbauwesen wieder in das Min. d. Innern³²⁾ ein. Ferner wurden die Kompetenzen für die Kreisdirektorien mit der weiteren LhVO. v. 8. 7. 1819³³⁾ auch für Wasser- und Straßenbau im Bezirk bestimmt, ausgenommen für die beigegebenen Kreis-Oberingenieure, die mit den Kreisräten auf gleicher Stufe standen. Ihnen waren „Korreferenten für ökonomische Gegenstände“ beigegeben.

Eine Vollzugs-VO. vom 24. 8. 1819 des MdI. legte die Kompetenz der Direktion fest: sie besorgte die oberste technische Leitung des Wasser- und Straßenbaues, der Landesvermessung und der „Bildungsanstalt“ (Ingenieurschule), sie prüfte die Baupläne und Kostenüberschläge, sie verfügte in technischer Hinsicht direkt an die Oberinspektionen, und sie referierte beim Ministerium. Mit Bekanntmachung vom 1. 12. 1819³⁴⁾ wurde verfügt, welchen Personalstand die Direktion, die Oberinspektionen und Inspektionen hatten (Tulla, Rochlitz, Klose, Morat, Pfeiffer u. a.).³⁵⁾

Inzwischen hatte Großherzog Ludwig³⁶⁾ die Regierung angetreten, der berühmte Baumeister Weinbrenner war zum Geheimrat und Oberbaudirektor der „Direktion des Landbauwesens“ ernannt worden, Tulla hatte 1821 „Über die Geschwindigkeit des fließenden Wassers in regelmäßigen Kanälen und Flüssen“³⁷⁾ geschrieben, und die beiden Ober-Wasser- und Straßenbau-Inspektionen waren durch Erlaß des MdJ. v. 11. 7. 1821 wieder aufgehoben worden.

Die Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues

Die Unterstellung der Inspektionen unter die Kreisdirektorien in allen Verwaltungs- und Polizeisachen, jedoch nur in technischen Fragen unter die „artistische Direktion“, hatte so viele Mißstände ergeben, daß die von Tulla schon 1810²⁰⁾ angeregte Zentralisation des gesamten Wasser- und Straßenbaues unter einer einzigen technischen Oberbehörde sich immer mehr als unabweisbares Bedürfnis erwies. Nachdem daher bereits durch höchste EntschlieÙung vom 10. 4. 1823 das Rechnungswesen zentralisiert und mit der Direktion verbunden worden war, wurde durch die LhVO. vom 26. 6. 1823³⁸⁾ die Leitung des nunmehr zentralisierten Wasser- und Straßenbauwesens dem Ministerium des Innern übertragen. Mit LhVO. vom 15. 7. 1823³⁹⁾ wurde dann der Titel „Ober-Wasser- und Straßenbau-Direktion“ geschaffen und „für die Leitung des zentralisierten Wasser- und Straßenbauwesens“ eine umfassende Instruktion erteilt, welche jahrzehntelang die Grundlage blieb. Dieses Datum gilt daher, wie bereits eingangs erwähnt, als „Geburtstag“, wenn auch nicht vergessen wird, daß diese optimale Lösung in vorausgegangenen Versuchen und Erfahrungen herangereift war. Maßgeblichen Anteil hatte der 1823 zum „Oberst von der Suite der Infanterie“ beförderte Johann Gottfried TULLA⁴⁰⁾, der am besten die Notwendigkeit der zentralen technischen Verwaltung hatte erkennen und nachweisen können.

Die Wasser- und Straßenbau-Inspektionen des Landes und das gesamte Dienstpersonal der Bezirksverwaltungen wurden unmittelbar und ausschließlich der Oberdirektion unterstellt, welche den „Rang einer Central-Mittelstelle“⁴¹⁾ erhielt.

Die Ingenieurschule

Als weiterer Erfolg der Bemühungen TULLAS um einen geeigneten und gut aus-

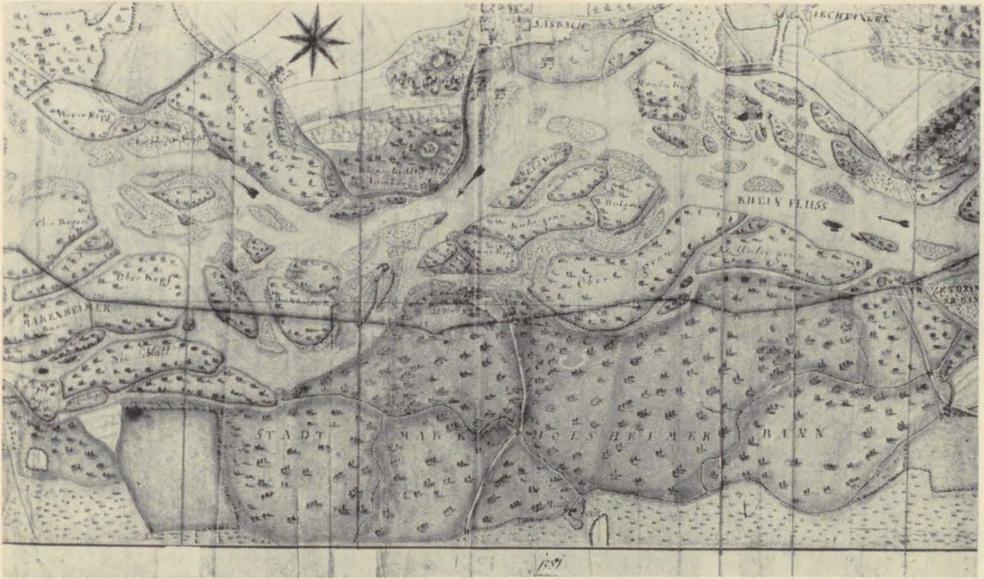
gebildeten Nachwuchs konnte die LhVO. vom 5. 2. 1824⁴²⁾ gelten, welche die Voraussetzungen für die Aufnahme in die Ingenieurschule bestimmte, um Ingenieurfach und Feldmeßkunst zu studieren. Bedeutsam war dann 1825 der Zusammenschluß der Ingenieurschule Tullas mit der Architektenschule Weinbrenners, mit einer in Freiburg vorhandenen Lehranstalt für Maschinenbauer und mit der neu geschaffenen Forstabteilung in der „Polytechnischen Schule“⁴³⁾, die ihr Vorbild in der Pariser „*école polytechnique*“ hatte und ihrerseits selbst wieder Vorläufer der ersten deutschen Technischen Hochschule „*Fridericiana*“ in Karlsruhe war.

Die Oberrheinkorrektion

Unter den zahlreichen Aufgaben lag Tulla und seiner Oberdirektion vor allem die Korrektion des Rheines am Herzen. 1825 schrieb er die Abhandlung „Über die Rektifikation des Rheins von seinem Austritt aus der Schweiz bis zu seinem Eintritt in das Großherzogtum Hessen“⁴⁵⁾. Sein Lebenswerk war die Melioration der Oberrheinebene, mit dem Kernstück einer Regelung des Rheins und seiner Nebenflüsse als Grundlage einer später aufblühenden Landeskultur³⁷⁾. Mit LhVO, vom 14. 5. 1825⁴⁰⁾ wurden beträchtliche Mittel für die „*Rectification des Rheinstromes*“ im Staatshaushalt eingesetzt. Diese Maßnahme sollte nicht nur der Sicherung einer festen Landesgrenze gegen Frankreich dienen, sondern vor allem der Abwehr von Hochwässern, die weite Landesgebiete und Ortschaften wiederholt überfluteten und Ursache von Armut und Gesundheitsschäden waren. Der Rhein war vorher ein ungebändigter Wildstrom und daher in zahlreiche Haupt- und Nebenarme⁴⁵⁾ geteilt, die sich nach jedem größeren Hochwasser wieder verlagerten, vertieften oder verschlammten. — Die Schweizer Chronik von Stumpf (1606), die Straßburger Chronik (1625), die Dr. Wittmann'sche handschriftliche Chronik und andere Auf-

zeichnungen berichten von über 60 Hochwasserjahren mit zum Teil verheerenden Folgen im Zeitraum 1290—1883. Allein zwischen 1801—1852 wurden 14 Hochwasserjahre verzeichnet, als wollte der Rhein selbst die Korrektur verhindern — oder rechtfertigen. Sogar nach der Rheinkorrektion Tullas und seiner Nachfolger gab es Hochwässer, die noch über die Planungen und den finanziell begrenzten Ausbau hinausgingen, so z. B. die Hochwasserschäden 1948. Die Korrektur brachte Landgewinn, Hochwasserschutz, Kiesausbeute, Entwässerung und Entsumpfung, Gewinn von Acker- und Wohnansiedlungen, größere Sicherheit für Besitz und Ernten. Vor allem aber bewirkte sie auch eine hygienische Verbesserung des Trinkwassers und der Gesundheitsverhältnisse. Die segensreiche Wirkung der Korrektur wurde daher gerade im 19. Jhd. gewürdigt und festgehalten. Amtliche Berichte von Stabsquartierposten und Amtsärzten berichteten über die negativen Verhältnisse vor und die positiven Wirkungen nach der Rheinkorrektion⁴⁶⁾. Über die Menschen und ihre Wohnungen erklärte der Amtsarzt von Schwetzingen 1822, „er habe Rheingemeinden gekannt, die jahrelang unter Wasser gestanden seien, denen der ausgetretene Strom und das Druckwasser auf lange Zeit in die Wohnungen und Ställe gedrungen sei, und deren Vieh er in die Waldungen der Herrschaft und anderer Gemeinden habe treiben lassen, um es zu erhalten, während er den Bürgern, um ihr Leben zu fristen, Brot und sonstige Nahrung habe zuführen müssen“.

Auch ein Nachfolger Tullas, der bekannte Baudirektor Honsell, schilderte 1885 sachlich die Verhältnisse vor der Korrektur: „Nicht nur die Bewohner selbst, sondern auch zahlreiche, dicht am Hochgestade gelegene Ortschaften waren in bedauernswertem Maße von Malaria und typhösen Fiebern heimgesucht . . . die Wintervorräte gingen oft zugrunde . . . , es zeigten sich die üblen Folgen



Kartenausschnitt: Sasbach-Markholzheim vor der Korrektion

in der Menge und Güte des für die Landbevölkerung wichtigsten Nahrungsmittels — der Kuhmilch . . . So stand die Rheinebene im Rufe einer ungesunden Gegend.“

Wer heute kritisch zur großen Rhein-korrektion Tullas steht, der möge beachten, wie viel schlimmere Verhältnisse vorher bestanden! Immerhin wurden außerdem über 11 000 ha Fläche gewonnen und das Ober-rheinthal wurde sprichwörtlich zum „Garten Gottes“.

Der „Thalweg des Rheins“ war künftig die Grenze und wurde vertraglich 1827 besiegt⁴⁷.

Tullas Nachfolger

Der Tod Tullas am 27. 3. 1828 in Paris^{5) + 48)} hinterließ eine große Lücke, die nicht sofort geschlossen werden konnte. Mit seinem Namen als „Bändiger des wilden Rheins“³⁷⁾ war das Lebenswerk verbunden, gleichzeitig aber auch die umfassende Leitung der Oberdirektion. Daher wurde im Großh. Staatsministerium am 8. 1. 1829⁴⁹⁾ beschlossen, die Wiederbesetzung der Direk-

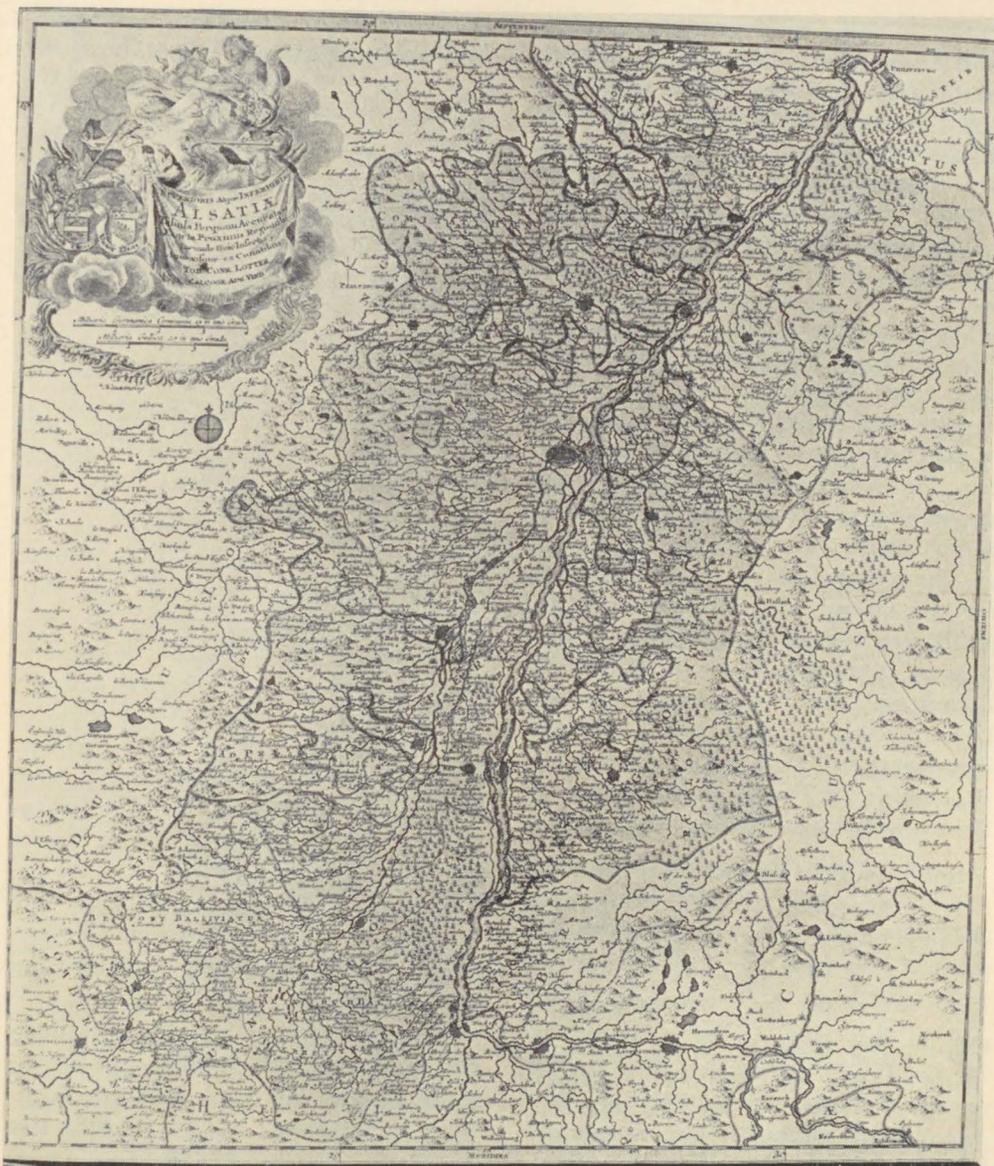
tionenstelle Tullas „vordersamst noch zu umgehen“, und statt dessen einen Commissär zu ernennen und die Direktion aus 4 Collegial-Mitgliedern zu bilden. So wurden Ministerialrath Beek zum Commissär und als Collegial-Mitglieder Obering. Rochlitz, Hptm. Scheffel (Vater des Dichters) als Oberingenieur, Ing. Dittler und Ing. Steinmann ernannt. Obering. Pfeiffer wurde in den Ruhestand versetzt. Den Räten Rochlitz und Scheffel wurde dann im Mai der „Charakter als Oberbaurath“ und den Ing. Dittler und Steinmann als Baurat verliehen⁵⁰⁾.

Erst im Sept. 1832 wurde die Direktion dem Oberbaurat Rochlitz⁵¹⁾ übertragen, welcher die Leitung bis 1844⁵²⁾ innehatte. Sein Nachfolger wurde der Ministerialrat im MdI. Adolph Frhr. v. Marschall⁵²⁾, unter Beförderung zum Geh. Rat 3. Klasse und Direktor der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues. Durch höchste Entschließung vom 21. 6. 1849⁵³⁾ wurde dieser zum Staatsrat und Präsidenten des Ministeriums des Innern ernannt.

1852 wurde Regierungsrat Baer (auch Bär)⁵⁴⁾ von der Oberdirektion als Ministerialrat zum MdI. versetzt, bis ihm am 20. 12. 1856⁵⁶⁾ das Direktorium der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues übertragen wurde. Gleichzeitig wurde durch Großherzog Friedrich⁵⁶⁾ verordnet, daß der Vorstand der Oberdirektion jeweils ein Mitglied des MdI. ist. Er kann zu Beratungen über Bau und Betrieb von Eisenbahnen zugezogen werden⁵⁷⁾. MR. Bär verdanken wir die Übersicht über „die Wasser- und Straßenbau-Verwaltung in dem Großherzogtum Baden“ von 1870²⁰⁾, die eine systematisch geordnete Sammlung von Gesetzen, Verordnungen und Vorschriften mit Erläuterungen, geschichtlichen, topographischen und statistischen Notizen aus amtlichen Quellen vereinigte. Bär erhielt 1856 das Ritterkreuz⁵⁸⁾ und 1861 das französische Kommandeurkreuz des Ordens der Ehrenlegion⁵⁹⁾ verliehen. Am 20. 4. 1877 wurde Baer Geheimer Rat 2. Klasse. Die Oberdirektion bestand 1870 „aus 1 Direktor, 5 technischen Räten, 1 staatswirtschaftlichen Rath und 1 Rechtsreferendar, zusammen mit dem nötigen Hilfspersonal“. Einer der hervorragendsten Nachfolger Tullas war der 1899 zum Direktor ernannte Max HONSELL⁶⁰⁾. Er war am 3. 1. 1865 nach bestandener Prüfung unter die Ingenieurpraktikanten aufgenommen worden, hatte als Baurat am 24. 4. 1877 das Ritterkreuz I. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen erhalten, war am 17. 9. 1881 zum Oberbaurat ernannt worden, (— Baer hatte an diesem Tage den Stern zum Kommandeurkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen erhalten), und hatte am 23. 2. 1883 das Eichenlaub zum Ritterkreuz erhalten. Am 20. 9. 1885 wurde er zum Baudirektor ernannt und am 21. 5. 1886 zum „vorsitzenden Rath“.

Der langjährige Direktor der Oberdirektion, Geheimrat F. J. Baer, trat am 1. 2. 1887 in den Ruhestand, nachdem ihm

noch am 12. 5. 1886 das „Großkreuz Höchsthies Ordens vom Zähringer Löwen“ verliehen worden war. Sein unmittelbarer Nachfolger wurde der Landeskommissär und Ministerialrat im MdI. Geheimer Referendar Karl HAAS. Er und Prof. Honsell erhielten am 24. 4. 1889 das Kommandeurkreuz II. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen. Haas wurde am 24. 4. 1892 zum Geheimen Rat II. Klasse ernannt und erhielt, wiederum zusammen mit Baudirektor Honsell, am 24. 6. 1893 das Eichenlaub verliehen. Man sparte damals nicht mit Orden! Honsell erhielt 1894 die gnädigste Erlaubnis zum Tragen des von Sr. Majestät dem Deutschen Kaiser, König von Preußen, verliehenen Königlich Preußischen Roten Adler-Ordens II. Klasse. Am 24. 4. 1894 wurde Honsell zum Oberbaudirektor ernannt und im August 1894 wurde ihm erlaubt, die II. Klasse mit Stern des Königlich Bayerischen Verdienstordens vom hl. Michael zu tragen, und im Oktober 1897 das Tragen des ihm von Seiner Kaiserlichen und Königlich Apostolischen Majestät verliehenen Sterns zum Komturkreuz des Kaiserlich Österreichischen Franz-Joseph-Ordens. Am 7. 3. 1899 schließlich trat Geheimrat Haas in den Ruhestand und Honsell wurde mit Wirkung vom 1. 4. 99 zum Direktor der Oberdirektion ernannt. Er belebte das Praktische ebenso wie das Wissenschaftliche, den Wasserbau und die Wasserwirtschaft ebenso wie den Straßenbau. Honsell konnte zwar nur noch an den letzten Bauten des Korrektionswerkes mitarbeiten, aber ihm war der Nachweis vorbehalten, daß die seherischen Worte Tullas sich erfüllt hatten, und dem Land ein unermeßlicher Segen zuteil geworden war. Am 9. 9. 1906 wurde Honsell zum Staatsrat und am 22. 10. 1906 zum Präsidenten des Ministeriums der Finanzen und zum Wirklichen Geheimen Rat ernannt. Er starb am 1. 7. 1910, sein Leben und Werk wurden bereits so gewürdigt von



Alte Karte „ALSATIAE“, im Besitz der Stadt St. Blasien

Dr. Fuchs⁶⁰⁾ und Prof. Dr. Wittmann³⁷⁾, daß hier auf eine Wiederholung verzichtet werden kann.

Zum Nachfolger als Direktor der Oberdirektion wurde am 14. 12. 1906 der Min.-Direktor und Geheime Rat II. Klasse Hein-

rich Frhr. von und zu Bodman ernannt. (Haas starb am 30. 3. 1907 in Karlsruhe), Frhr. v. Bodman wurde am 22. 4. 1907 zum Präsidenten des MdI. und zum Wirklichen Geheimen Rat ernannt, sein Nachfolger als Direktor der Oberdirektion wurde am

26. 4. 1907 der Geh. Oberregierungsrat Dr. Karl Krems, vorher Min.-Dir. im MdI. Im Herbst 1907 starb Großherzog Friedrich I. nach einer 55jährigen Regierung. Sein Nachfolger Friedrich II. ernannte Krems am 15. 12. 1908 zum Geheimen Rat II. Klasse. Am 28. 12. 1917 wurde Krems zum Staatsrat ernannt und auf 1. 1. 1921 in den Ruhestand versetzt.

Das Staatsministerium ernannte am 28. 2. 1921 den Min.-Rat Dr. Kasimir Paul zum neuen Präsidenten der Wasser- und Straßenbaudirektion, bis er am 1. 10. 1924 in das Finanzministerium versetzt und Min.-Dir. Dr. Rudolf FUCHS beim Arbeitsministerium mit der Leitung der Direktion betraut wurde. Dieser war am 13. 8. 1904 als Zentralinspektor bei der Fabrikinspektion zur Oberdirektion übergewechselt und als Baurat zum Kollegialmitglied ernannt worden. Auch er hatte am 9. 9. 1910 das Ritterkreuz I. Kl. vom Orden des Zähringer Löwen erhalten und war am 2. 7. 1914 zum Oberbaurat befördert worden. Am 1. 10. 1924 wurde Dr. Fuchs zum Präsidenten der Wasser- und Straßenbaudirektion ernannt.

An dieser Stelle ist auch hinzuweisen auf Dr. Ing. Cassinone, der bedeutende Arbeiten verfaßte im Straßenbau und im Wasserbau, so z. B. über die „Eisgänge auf dem Rhein und an den Nebengewässern 1879/80 und in den 90er Jahren“. Er war am 28. 10. 1882 als Ingenieurpraktikant aufgenommen worden und hatte einen glänzenden Aufstieg aufgrund seiner wissenschaftlichen Leistungen. Weiterhin wäre noch auf viele bedeutende und erfolgreiche Ingenieure und Beamte⁸³⁾ hinzuweisen, die alle in irgendeiner Weise das Erbe Tullas weitergetragen und vervollkommen haben, bei der Direktion ebenso wie bei den Wasser- und Straßenbauämtern, doch würde dies den Rahmen dieses Aufsatzes zu sehr erweitern und ausdehnen.

Weiterer Werdegang der Wasser- und Straßenbauverwaltung im Großherzogtum

Personelle und rechtliche Zuordnungen und Unterordnungen wechselten mehrmals. Nachdem das Ministerium des Innern seit 1819 die Leitung innehatte, erhielt das neu errichtete Handelsministerium mit LhVO. vom 19. 4. 1860⁶¹⁾ die oberste Aufsicht und Leitung des Eisenbahnbaues und -betriebes, des Wasser- und Straßenbaues, der Schifffahrt und Flößerei usw. Aber die LhVO. vom 25. 1. 1861⁶²⁾ bestimmte, daß die oberste Aufsicht über die von den Gemeinden zu unterhaltenden „Vicinalstraßen“ dem MdI. verbleibe. Gemäß VO. v. 8. 2. 1861⁶³⁾ sollten die Entscheidungen über die Aufnahme von Straßen und Flüssen in den allgemeinen Straßen- und Flußbau-Verband nur im beiderseitigen Benehmen von MdI. und Handelsministerium erfolgen. Eine weitere Entschließung des Großh. Staatsministeriums vom 3. 6. 1861⁶⁴⁾ übertrug auch alle die Rheinschifffahrt betreff. Angelegenheiten dem Handelsministerium. 1863 erfolgte dann eine neue Verwaltungsreform⁶⁵⁾, deren Vollzug auch die Wasser- und Straßenbauorgane erheblich in Anspruch nahm. Wieder wurden, wie schon so oft seit 1823, die Bezirkssitze und Amtsgrenzen geändert, ihre Aufgaben aber blieben: Ent- und Bewässerungen, Flußregulierungen, Bachkorrekturen, Landstraßen und Vicinalwege, allgemeine Landeskultur usw. Die Ingenieure, Bezirks-Praktikanten, Straßen- und Dammmeister, hatten sich u. a. auch mit Eisenbahnbau befaßt, bis am 14. 4. 1838 eine besondere Eisenbahndirektion beim MdI.⁶⁶⁾ errichtet worden war, deren Direktor Oberst von Fischer war. Bereits 1840 wurde jedoch die Eisenbahndirektion wieder aufgelöst⁶⁷⁾ und die Leitung der Wasser- und Straßenbaudirektion übertragen. Für die unter ihrer Leitung gebauten Eisenbahnen wurden 1838—1869 über 99 Millionen Gulden verausgabt, während in der gleichen

Zeitspanne für Wasser- und Straßenbauten nur rd. 50 Mio. fl. ausgegeben wurden! Als sich aber diese Aufgaben wieder erweiterten, wurde 1853 erneut eine Eisenbahnbau-Inspektion errichtet und dieser Aufgabenbereich allmählich abgetrennt.

Die Fläche des Großherzogtums vermehrte sich von 1812 bis 1868 auf 278 Quadratmeilen, der Gebietszuwachs ergab sich durch Grenzausgleiche und besonders durch Landgewinne bei der Rheinkorrektion. Obwohl seit 1868 nach mehreren Änderungen 16 Wasser- und Straßenbauinspektionen bestanden, genügte das Personal nicht mehr, um die erheblich gestiegenen Aufgaben der Ent- und Bewässerung sowie Gewässerausbauten und Landeskultur neben dem allgemeinen Wasser- und Straßenbau zu vollziehen. Zunächst wurden mit Erlaß des Handelsministeriums vom 15. 1. 1868 besondere „Sektionsingenieure und Hilfsarbeiter“ den Inspektionen zur Unterstützung zugeordnet, um besondere Aufgaben zu erledigen. Weil aber die Ingenieure der Inspektionen zunehmend durch Eisenbahnbau beansprucht waren, wurden besondere „Wiesenbaumeister“ für die öffentlichen Kulturarbeiten aufgestellt. Da dies nicht genügte, verfügte das Handelsmin. am 6. 4. 1868 die Beigabe von „Kulturingenieuren“⁶⁹⁾ zu den Wasserbauinspektionen. Schon 1851 hatte das „Gesetz über Bewässerungs- und Entwässerungsanlagen“⁶⁸⁾ die Grundlagen für dieses wichtige Arbeitsgebiet gelegt. Die Kulturingenieure hatten nun diese weiteren Aufgaben der Urbarmachung von Ödländern, Bau von Feldwegen, Feldbereinigungen usw. anzuregen, zu planen und zu leiten oder nur zu überwachen. Ihnen wurden „Wiesenbau-Aufseher“ und „Wiesenbau-Schüler“ beigegeben. Sie mußten die erforderlichen landwirtschaftlichen Kenntnisse besitzen und nachweisen. Die einheitliche Leitung der landeskulturellen Angelegenheiten lag beim Handelsministerium, bei dem eine besondere Landeskultur-Inspektion

errichtet wurde, für die am 21. 4. 1868 eine Instruktion erlassen wurde. Außerdem wurde mit LhVO. vom 9. 10. 1868⁷⁰⁾ ein „Landeskulturrath“ zur Beratung des Ministeriums gebildet. Hierfür wurden die Mitglieder am 10. 12. 1868 benannt, Professoren, Gutsbesitzer, Landwirte⁷¹⁾. Entsprechende Instruktionen für den Landeskulturrath wurden in der VO. v. 24. 4. 1869⁷²⁾ erteilt. Durch die LhVO. vom 26. 10. 1878⁷³⁾ wurde dann die Aufgabe der Landeskultur von den Wasser- und Straßenbau-Inspektionen abgezweigt und neu errichteten „Kultur-Inspektionen“ übertragen. Sie hatten „Technische Assistenten, Kultur-Aufseher, Kulturmeister, Kulturgehilfen“. Es bestanden 6 „Kulturbezirke“ in Freiburg, Karlsruhe, Konstanz, Mosbach, Offenburg und Waldshut. (Sie wurden 1908 auf 10 erweitert.)

Mit LhVO. vom 29. 10. 1878⁷⁴⁾ wurden ihre Bezirke umrissen. Hinzu kamen dann durch LhVO. vom 8. 12. 1899⁷⁵⁾ später noch die Wasserversorgungsfragen. Die Oberdirektion erweiterte den Aufgabenkreis am 10. 4. 1900⁷⁶⁾ durch Aufsichtsaufgaben für bestimmte Gewässer und Anlagen. Für die Gewässer des „Staats-Flußbau-Verbandes“ jedoch blieben die Wasser- und Straßenbauinspektionen als technische Aufsichtsbehörden bestehen. Die Kulturinspektionen wurden 1878 ebenfalls der Oberdirektion unterstellt, ferner wurden 1883 ein „Zentral-Bureau für Meteorologie und Hydrographie“ und 1904 ein „Wasserrechts-Bureau“ beigegeben.

Für den Straßenbau war das Straßengesetz vom 14. 1. 1868⁷⁷⁾ von Bedeutung, das mit seiner Vollzugs-Verordnung vom 18. 4. 1868⁷⁸⁾ und Ergänzung vom 7. 9. 1868⁷⁹⁾ lange Zeit bestimmend war. Hinzu kam das Ortsstraßengesetz vom 20. 2. 1868⁸⁰⁾, das auch das Bauen an Landstraßen und Eisenbahnen regelte.

Die Wasser- und Straßenbauverwaltung hatte einen reichen Aufgabekatalog zu be-

wältigen. Zur Unterstützung wurde mit LhVO. vom 14. 5. 1908⁸¹) noch ein „Wasserwirtschaftsrat“ eingerichtet, der vor allem über Wasserstraßen und Wasserkräfte zu beraten hatte. Beteiligt waren Techniker, Forstmänner, Juristen und Wirtschaftler. — Besonders zu erwähnen wären noch das Wassergesetz vom 25. 8. 1876, die weiteren Gesetze vom 26. 6. 1899 und vom 13. 4. 1913, auf denen zum wesentlichen Teil auch das neue Wassergesetz vom 25. 2. 1960 des Landes Baden-Württemberg aufbaute.

Die Wasser- und Straßenbauverwaltung nach dem Ersten Weltkrieg

Mit dem Sturz der Monarchie ergaben sich auch Namensänderungen: die frühere „Oberdirektion“ hieß nun schlicht „Wasser- und Straßenbaudirektion“, die „Großherzoglichen Inspektionen“ künftig „Wasser- und Straßenbauämter“, ebenso die „Kulturbauämter“. Der „Bezirksgeometer“ wurde zum „Vermessungsamt“.

Mit VO. vom 9. 4. 1925 wurde ein „Landes-Elektrizitäts- und Wasserwirtschaftsrat“ gebildet, der jedoch 1934 wieder aufgehoben wurde.

In der Folgezeit wechselten öfters Dienstorte und Ämter, teilweise wurden sie neu errichtet, teilweise wieder aufgehoben oder verlegt. Ein Teil der Kulturbauämter wurde mit VO. vom 18. 1. 1924 mit den Wasser- und Straßenbauämtern vereinigt.

Eine neue Verwaltungsreform brachte dann das „Dritte Reich“. Die Ministerial-Abteilungen für Landwirtschaft und Domänen sowie für Wasser- und Straßenbau hatten ihre besonderen Aufgaben und Zuständigkeiten. Eine entscheidende Änderung trat aber ein, als 1936/37 die Wasserbauabteilungen der Wasser- und Straßenbauämter mit den Kulturbauämtern vereinigt und die Straßenbauämter getrennt weitergeführt wurden⁸²). Ihren vorigen Namen erhielten oder behielten nur die Ämter in Konstanz

(Bodensee), Tauberbischofsheim (Tauberhafener Wertheim) und Waldshut (Hochrhein) vorläufig bei. Es gab nun „Kultur- und Wasserbauämter“. Neue Ämter wurden in Adelsheim und Konstanz errichtet, das Amt Lörrach wurde mit Waldshut wieder vereinigt. — Damals vollzog sich also die wohl endgültige Trennung zwischen Wasser- und Straßenbauverwaltungen, obwohl sie auch weiterhin (wenn nicht als „brüderliche“ so doch als „verwandtschaftliche“) technische Verwaltungen nebeneinander arbeiten, planen und bauen, denn ihre Aufgabengebiete berühren und verflechten sich doch sehr eng, in der Landschaft ebenso wie im gemeinsamen Bestreben und Wollen, gemeinnützige und dauerhafte Lösungen für das Allgemeinwohl zu verwirklichen. In dieser Hinsicht besteht und bestand immer Gemeinsamkeit, von der Tradition wie von der Aufgabe her, so daß die Feier der 150jährigen Jubiläums auch heute Straßenbau und Wasserbau auf eine erfolgreiche Bilanz gemeinsamen Bemühens und Wirkens zurückschauen läßt.

Bedeutsam und folgerichtig war es, daß für die Amtsbereiche der Wasserbauämter 1937 wieder die bereits 1808 vom damaligen Ingenieur-Departement (Tulla) vorgeschlagene Einteilung nach Flußgebieten (Wasserscheiden) vollzogen wurde: damit war die wasserwirtschaftlich optimale Lösung erreicht, denn die gesamten Einzugsgebiete der Wasserläufe waren in einer Hand, konnten von einer Stelle aus überschaut und überwacht werden, von der Quelle bis zur Mündung! Es konnten sinnvolle, ganzheitliche und in sich verzahnte Planungen aufgestellt werden, die auf alle Sachgebiete der Wasserversorgung, Abwasserbeseitigung, Landeskultur, Wasserkraft, Flußbau, Gewässerschutz, Wasserpolizei usw. Rücksicht nahmen. So wenig, wie die Gewässer ober- und unterirdisch an den Verwaltungsgrenzen aufhören, kann eine überregionale wasserwirtschaftliche Planung und Überwachung an mehr oder weniger

willkürlichen Gebietsgrenzen aufhören! Planung und Aufsicht erfordern ganze Einzugsgebiete mit natürlichen Grenzen, nämlich Wasserscheiden! In diesem Sinne erhielten die Ämter auch mit VO. vom 21. 7. 1939 ihre neue und bisher richtige Bezeichnung als „Wasserwirtschaftsämter“. Man brachte zum Ausdruck, daß die „Wasserbewirtschaftung“ in steigendem Maße an Bedeutung gewinnt und — zusammen mit der Volkswirtschaft — die notwendigen Grundlagen für Industrie- und Wohnsiedlungen, Verkehrswege und Energieanlagen, Erholungs- und Landschaftspflegemaßnahmen, zur Sicherung des Lebensmittels Wasser, Bereitstellung von Trink- und Brauchwasser, zur verlässlichen Bilanz zwischen Angebot und Bedarf erarbeitet.

Es ist nur zu hoffen, daß bei der jetzigen Verwaltungsreform weniger politische als sachliche und fachliche Grundsätze zugrundegelegt werden! Techn. Ämter haben nun einmal andere Maßstäbe für ihre Arbeit, gewachsen aus jahrzehntelanger Erfahrung, aus Einsicht und Rücksicht auf wesensgemäße Aufgabenstellungen, die anders nicht in gleichem Maße zum Wohle der Allgemeinheit gelöst und erfüllt werden könnten!

Der Weg zur modernen Verwaltung des Straßenbaues und der Wasserwirtschaft war lang und manchmal beschwerlich. Tulla schuf die Grundlagen; die Oberdirektion und ihre Nachfolge-Verwaltungen, vor allem aber Generationen von Ingenieuren und Technikern vervollkommneten die Aufgabenlösungen und lebten für ihren Beruf, weil er ihnen nicht nur Existenzgrundlage, sondern weit mehr noch zur inneren Berufung geworden war: Dienst am Nächsten, Abwehr und Schutz vor Gefahren, Hilfe und Rat für Lebensgrundlagen, Hygiene und Gesundheit, Trink- und Brauchwasser, aber auch Straßen und Wege, insgesamt für den Lebensraum, in dem wir heute leben und morgen leben wollen.

Dank sei allen gesagt, die aus innerer Berufung handelten, so daß der Rückblick auf 150 Jahre Wasser- und Straßenbau-Verwaltung mit Genugtuung erfüllt und für die Zukunft hoffen läßt, daß weitere Jahrzehnte eifrigen und erfolgreichen Wirkens an die Tradition anschließen werden.

Anmerkungen, Hinweise und Literaturangaben:

¹⁾ Großherzoglich-Badisches Staats- und Regierungs-Blatt Nr. XVII vom 19. July 1823, S. 87 (siehe auch OZ. ³⁹⁾!).

²⁾ Abkürzung = „LhVO.“.

³⁾ „Markgraf Carl Friedrich von Baden (aus Haebler, Badische Geschichte).“

⁴⁾ Alte Karte „Alsatiae“, im Besitz der Stadt St. Blasien.

⁵⁾ „Badische Heimat“ 50. Jg., Heft 4/Dezember 1970, S. 379 und 450.

⁶⁾ Kur-Badisches Regierungsblatt 1803. Die mit höchster Ermächtigung oder innerhalb eigener Zuständigkeiten von den späteren Ministerien erlassenen Verordnungen und Vorschriften sowie die ergangenen Vollzugsverordnungen, Dienst-anweisungen und Belehrungen wurden teilweise durch die Regierungsblätter, größtenteils aber durch die Intelligenz-, Kreis-, Anzeige- und Verordnungsblätter zur Kenntnis gebracht; seit 1. 7. 1839 erschien je nach Bedarf ein von der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues herausgegebenes „Verordnungsblatt der Wasser-, Straßen- und Eisenbahn-Verwaltung“. Seit 1856 erschien auch ein „Central-Verordnungsblatt, siehe Reg.Blatt 1855, S. 321.

Die Gesetze und Landesherrlichen Verordnungen aber waren stets im „Regierungs-Blatt“ enthalten:

„Kur-Badisches Regierungsblatt“ 1803—1806, „Großh. Bad. Reg.-Blatt“ 1807—1868, s. s. Reg.-Bl. 1807, S. 221, und 1810, S. 517, und „Gesetzes- und Verordnungs-Blatt für das Großherzogtum Baden“ s. Reg.Bl. 1868, S. 957.

⁷⁾ Kur-Badisches Regierungsblatt vom 14. Januar 1806, Nr. I, S. 1 (Fotokopie = Bildabzug).

⁸⁾ Bildabzug: Regierungsblatt des Großh. Baden Nr. 18, 1806, S. 55.

⁹⁾ Bildabzug: Regierungsblatt des Großh. Baden Nr. 19, 1806, S. 59.

¹⁰⁾ Bildabzug: Großh. Bad. Regierungs-Blatt 1807.

¹¹⁾ Regierungs-Blatt Nr. 11 / 1807, S. 35.

¹²⁾ Regierungs-Blatt Nr. 23 / 1807, S. 93.

¹³⁾ Regierungs-Blatt Nr. 21 / 1808, S. 185 und Nr. 22 / 1808, S. 193.

¹⁴⁾ Regierungs-Blatt Nr. 37 / 1808, S. 298.

¹⁵⁾ Regierungs-Blatt Nr. 39 / 1808, S. 312.

¹⁶⁾ Regierungs-Blatt Nr. 1 / 1809, S. 3.

¹⁷⁾ Regierungs-Blatt Nr. 26 / 1809, S. 248.

¹⁸⁾ Regierungs-Blatt Nr. 49/1809, S. 395 und Nr. 52 / 1809, S. 447.

¹⁹⁾ „Artistisch“ = im Sinne von „künstlerisch, hervorragend, geschickt“.

²⁰⁾ Aus „Die Wasser- und Straßenbau-Verwaltung in dem Großherzogthum Baden“ von Direktor Franz Joseph Bär, 1870, Karlsruhe, S. 8/9.

²¹⁾ Großh. Bad. Reg.Blatt Nr. XLVIII / 1810, S. 351.

²²⁾ Reg.Bl. Nr. 14 / 1813, S. 79.

²³⁾ Reg.Bl. Nr. 10 / 1813, S. 55.

²⁴⁾ Dekret vom 19. 7. 1813.

²⁵⁾ Reg.Bl. Nr. 14 / 1814, S. 94.

²⁶⁾ Reg.Bl. Nr. 14 / 1914, S. 105.

²⁷⁾ Franz Joseph Rochlitz, geb. 8. März 1778, gest. 16. Oktober 1852 = Reg.Bl. 1852, S. 492, sein Grab ist noch heute auf dem Hauptfriedhof Karlsruhe zu finden.

²⁸⁾ Staats- und Regierungsblatt Nr. 24 / 1816, S. 101.

²⁹⁾ Staats- und Regierungsblatt Nr. 8 / 1817, S. 27.

³⁰⁾ Großh. Bad. Staats- u. Reg.Bl. Nr. XVIII / 1818, S. 101 (Bildabzug).

³¹⁾ Großh. Bad. Staats- u. Reg.Bl. Nr. 16 / 1819, S. 91.

³²⁾ Abkürzung für „Ministerium des Innern“ = „Mdi.“.

³³⁾ Großh. Staats- und Reg.Bl. Nr. 21 / 1819, S. 125.

³⁴⁾ Großh. Staats- und Reg.Bl. Nr. 31 / 1819, S. 199.

³⁵⁾ Großh. Bad. Staats- u. Reg.Bl. Nr. XXXI / 1819, S. 199—201 (Abzug).

³⁶⁾ Großh. Bad. Staats- u. Reg.Bl. Nr. VI / 1819, S. 25 (Bildabzug).

³⁷⁾ Prof. Dr.-Ing. H. Wittmann: „Tulla, Honsel, Rehbock“, 1949, Karlsruhe/Berlin, S. 16.

³⁸⁾ Großh. Bad. Staats- u. Reg.Bl. Nr. XVI / 1823, S. 83 (Bildabzug).

³⁹⁾ Großh. Bad. Staats- u. Reg.Bl. Nr. XVII / 1823, S. 87—105 (Bildabzug).

⁴⁰⁾ Großh. Bad. Staats- u. Reg.Bl. Nr. 1 / 1824, S. 18.

⁴¹⁾ Großh. Bad. Staats- u. Reg.Bl. Nr. 1 / 1826, S. 1.

⁴²⁾ Großh. Bad. Staats- u. Reg.Bl. Nr. 6 / 1824, S. 43.

⁴³⁾ Großh. Bad. Staats- u. Reg.Bl. Nr. 23 / 1825, S. 153.

⁴⁴⁾ Großh. Bad. Staats- u. Reg.Bl. Nr. VIII / 1825, S. 54 (Bildabzug).

⁴⁵⁾ Ausschnitt aus „Mappa Geographica ad Historiam NIGRAE SILVAE“ von Fürststab Martin Gerbert, St. Blasien, 1788. Rheinstrom am Kaiserstuhl 1781, kolorierte Handskizze, Originalzeichnung im Besitze von H. Reg.Oberbauinsp. R. Riegel, Tiengen/Hochrhein. Veröffentlichung mit freundlicher Genehmigung des Besitzers.

⁴⁶⁾ Ernst Rümmele: „Als der Oberrhein noch nicht gebändigt war“, in „Zwischen Murg und Kinzig“, Heimatblätter des Badischen Tagblatts Nr. 199, Februar 1962, Baden-Baden.

⁴⁷⁾ Großh. Bad. Staats- u. Reg.Bl. Nr. 28 / 1827, S. 263.

⁴⁸⁾ Großh. Bad. Staats- u. Reg.Bl. Nr. 8 / 1828, S. 100.

⁴⁹⁾ Großh. Bad. Staats- u. Reg.Bl. Nr. 3 / 1829, S. 26.

⁵⁰⁾ Großh. Bad. Staats- u. Reg.Bl. Nr. 14 / 1829, S. 119.

⁵¹⁾ Großh. Bad. Staats- u. Reg.Bl. Nr. 53 / 1832, S. 437.

⁵²⁾ Großh. Bad. Staats- u. Reg.Bl. Nr. 30 / 1844, S. 292.

⁵³⁾ Großh. Bad. Regierungsblatt Nr. 34 / 1849, S. 303.

⁵⁴⁾ Großh. Bad. Regierungsblatt Nr. 47 / 1852, S. 447.

⁵⁵⁾ Großh. Bad. Regierungsblatt Nr. 52 / 1856, S. 446.

⁵⁶⁾ Bildabzug: Gr. Bad. Reg.Bl. Nr. 36 / 1856, S. 321.

⁵⁷⁾ Großh. Bad. Regierungsblatt Nr. 52 / 1856, S. 445.

⁵⁸⁾ Großh. Bad. Regierungsblatt Nr. 38 / 1856, S. 340.

⁵⁹⁾ Großh. Bad. Regierungsblatt Nr. 21 / 1861, S. 133.

⁶⁰⁾ Dr. Rudolf Fuchs; Großh. Baurat: „Dr.-Ing. Max Honsel“, 1912, Karlsruhe.

⁶¹⁾ Großh. Bad. Regierungsblatt Nr. 22 / 1860, S. 139 und Nr. 34 / 1860, S. 234.

⁶²⁾ Großh. Bad. Regierungsblatt Nr. 6 / 1861, S. 41.

⁶³⁾ Großh. Bad. Regierungsblatt Nr. 6 / 1861, S. 45.

⁶⁴⁾ Großh. Bad. Regierungsblatt Nr. 29 / 1861, S. 193.

⁶⁵⁾ Großh. Bad. Regierungsblatt Nr. 32 / 1863, S. 399.

⁶⁶⁾ Großh. Bad. Staats- u. Reg.Bl. Nr. 18 / 1838, S. 161.

⁶⁷⁾ Großh. Bad. Staats- u. Reg.Bl. Nr. 30 / 1840, S. 229.

⁶⁸⁾ Großh. Bad. Regierungsblatt Nr. 15 / 1951, S. 159.

⁶⁹⁾ Großh. Bad. Regierungsblatt Nr. 25 / 1868, S. 398.

⁷⁰⁾ Großh. Bad. Regierungsblatt Nr. 61 / 1868, S. 893.

⁷¹⁾ Großh. Bad. Regierungsblatt Nr. 68 / 1868, S. 977.

⁷²⁾ Gesetzes- und Verordnungsblatt für das Großherzogthum Baden Nr. 8 / 1869, S. 68.

⁷³⁾ Gesetzes- und Verordnungsblatt für das Großherzogthum Baden Nr. 26 / 1878, S. 193.

⁷⁴⁾ Gesetzes- und Verordnungsblatt für das Großherzogthum Baden Nr. 27 / 1878, S. 196.

⁷⁵⁾ Gesetzes- und Verordnungsblatt für das Großherzogthum Baden Nr. 52 / 1899, S. 944.

⁷⁶⁾ VO.Blatt d. Oberdirektion d. W.- u. Str.-baues, 1900, S. 215.

⁷⁷⁾ Großh. Bad. Regierungsblatt Nr. 2 / 1868, S. 13.

⁷⁸⁾ Großh. Bad. Regierungsblatt Nr. 27 / 1868, S. 409.

⁷⁹⁾ Großh. Bad. Regierungsblatt Nr. 56 / 1868, S. 833.

⁸⁰⁾ Großh. Bad. Regierungsblatt Nr. 17 / 1868, S. 286.

⁸¹⁾ Gesetzes- und Verordnungsblatt Nr 19 / 1908, S. 199.

⁸²⁾ Bekanntmachung vom 5. Februar 1937 im GuVO-Bl. Nr. 5 / 1937, S. 17.

⁸³⁾ Z. B. Rudolf Nesselhauf, Nachfolger von Dr. Fuchs, dann Spieß, Köbler, Reuß, Knobloch, und viele andere.

Die *Fotokopien* (Bildabzüge) sind aus Regierungs- und Gesetzblättern, die z. T. Bestände des Wasserwirtschaftsamtes Waldshut, des Landgerichtes Waldshut und der Bad. Landesbibliothek Karlsruhe sind, einige auch des Landratsamtes Lörrach. Allen Stellen sei bester Dank gesagt für Ausleihungen!

Die *Bilder* 1, 2 wurden fotografiert von H. Konrad Sutter, Waldshut, dem ebenfalls bester Dank gesagt wird, in gleicher Weise dem Bürgermeisteramt St. Blasien für das Ausleihen der Karten zu Bild 2!

Freundschaft – Humanitas

*Siehe ein Stern
tritt aus bewölkter Nacht.*

*

*Schicksalsschwangere
Gedankenfelder ziehen
Nebelschwaden —
fablgerändert
— schaurig-düstere —
durch den Raum*

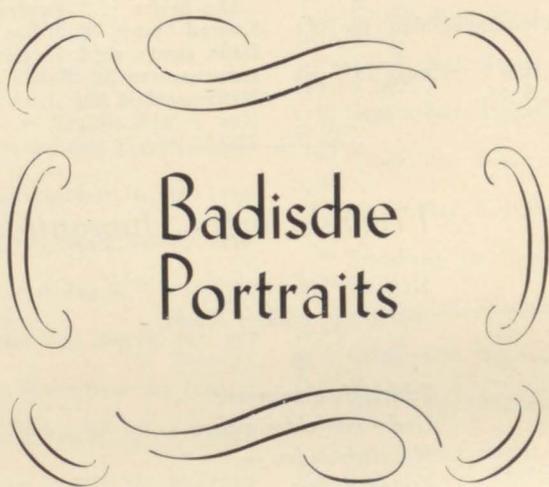
Wo sind heute Horizonte verblieben?

*Atem steht
und Zeit
mir stille —
und kein Wille
gilt mehr
— Hoffnung kaum —
In dieser Düsternis
Und doch Hoffnung —!*

*

*Siehe da
Ein Stern
tritt aus bewölkter Nacht
— Licht der Freundschaft,
Das zum Menschen
neu mich macht*

G. A. Rapp



Badische
Portraits



Johann Andreas v. Traitteur (1752–1825)

Johann Andreas von Traitteur kann ohne Übertreibung als eine der bedeutenden Persönlichkeiten des kurpfälzisch-badischen Raumes um 1800 angesehen werden. Hingeboren in eine Zeit von politischen und kriegerischen Auseinandersetzungen gelang es ihm, trotz aller Widrigkeiten, in all seinen Wirkungsstätten kräftige Akzente zu setzen, was ihm allerdings nicht nur Freunde, sondern auch manchen Neider bescherte.

Johann Andreas war der Sproß einer alten Familie¹⁾, die, aus der französischen Schweiz stammend, sich in den spanischen Niederlanden, vor allem im Lütticher Raum ansiedelte und in ihrem Wappen drei übereinanderstehende Karpfen führte. Nach dem Verlust des Familienvermögens wanderte der Urgroßvater des Johann Andreas — Johann Michael — als armer Mann in die Pfalz ein, wo er im Jahre 1704 in Maikammer verstarb. Die Familie wurde weitergeführt von Christof Traitteur, der als klei-

Johann Andreas von Traitteur

Von Karl Heinz Frauenfeld, Heidelberg

ner Landwirt in Maikammer sein Brot verdiente, aber so viel Fleiß und Energie aufbrachte, daß er seinen 1707 geborenen Sohn Johann Adam in Heidelberg Jura studieren lassen konnte.

Dieser Johann Adam Traitteur — der Vater von Johann Andreas — war erst in österreichischen Diensten, bis er 1748 die Amtmannsstelle in der Stadt und damaligen Reichsfestung Philippsburg antrat. Im Mai 1749 heiratete er die Witwe seines Amtsvorgängers, Eva Elisabeth Weber geb. Duras, die sehr vermögend war. Während der 24jährigen Laufbahn des Johann Adam Traitteur gab es manchen Ärger mit der Bürgerschaft, da seine Amtsführung des öfteren zur Kritik Anlaß gab. Da Traitteur sein persönliches Vermögen ständig vermehrte, wurde versteckt, später sogar offen von Bereicherung im Amt gesprochen und 1764 eigens eine amtliche Untersuchung angestellt, die aber nichts bezweckte²⁾. Jo-

hann Adam Traitteur verstarb als angesehenere fürstbischöflich speyerischer Hofrat am 28. Juni 1772 in Philippsburg. Seine Frau, die ihm erst 1785 in den Tod folgte, hinterließ ein Vermögen von ca. 58 000 fl.

Aus der Ehe gingen vier Kinder hervor: Konrad Joseph (geb. 13. 4. 1750) wurde Kanonikus in Worms und verstarb am 19. 4. 1808 in Bruchsal. Johann Andreas (geb. 30. 7. 1752). Karl Theodor (geb. 6. 4. 1756) wurde kurfürstlicher Hofbibliothekar und starb am 13. 1. 1830 in Mannheim. Jakob Georg (geb. 27. 4. 1761), Jurist und Verwaltungsfachmann, gestorben am 4. 11. 1826 in Weiher.

Die früheste Jugend des Johann Andreas spielte sich somit im Schatten des Siebenjährigen Krieges ab und gerade in der damaligen Reichsfestung Philippsburg dürften Truppendurchmärsche und Einquartierungen an der Tagesordnung gewesen sein. Die Stellung seines Vaters gereichte dem jungen Traitteur zum Vorteil und eröffnete ihm den Zugang in die höheren Kreise der damaligen Gesellschaft. Seine schulische Ausbildung begann in Speyer, wobei er sich besonders für die Mathematik begeisterte und durch eine rastlose Lernbegierde außerordentliche Fortschritte erzielte. Durch den nachfolgenden Besuch des „Collège Royal de St. Louis“ in Metz wurden seine Interessen noch gefördert und die Grundlage für sein späteres fundamentales Wissen im Gesamtbereich der Naturwissenschaften geschaffen³).

Am 17. November 1772 wird er als jur. cand. in die Matrikel der Universität Heidelberg eingeschrieben. Ob nun er oder ein Namensvetter dieser Delinquent ist, über den der Rektor am 8. Januar 1773 referiert, „daß er ad instantiam der eigenen mutter den jur. cand. Traitteur habe ad carcerem setzen lassen, indeme derselbe sich gegen seine mutter gröblich vergangen, auch einen silbernen Degen verkaufft habe“, läßt sich leider nicht exakt eruieren⁴). 1775 hat Trait-

teur sein Jurastudium mit Erfolg abgeschlossen und wurde bei der Geistlichen Administration angestellt, wo man ihm das Ressort „Bauwesen“ übertrug⁵), nachdem er als Genieoffizier in kurpfälzische Dienste eingetreten war.

Durch verschiedene wissenschaftliche Untersuchungen wurde das Interesse des kurfürstlichen Hofes geweckt, und der Lohn war die Ernennung zum Kurpfälzischen Geistlichen Administrationsrat und Baukommissar durch Kurfürst Karl Theodor im Jahre 1781⁶). Die weiteren wissenschaftlichen Arbeiten legen Zeugnis ab von dem breitgefächerten Wissen des Johann Andreas von Traitteur, der Mathematiker, Ingenieur und Architekt in einer Person war. Schriften⁷) über Arithmetik und Geometrie folgten Entwürfe über Schiffe und Schiffsbrücken, über Hydraulik, Telegraphen, Militärbautechnik und technische Neuheiten der damaligen Zeit. So setzte Traitteur u. a. angeregt durch die, die damalige Welt in Erstaunen versetzenden Heißluftballonversuche der Brüder Montgolfier, seinen ganzen Ehrgeiz ein, in der Pfalz diese Versuche selbst auszuführen. Nicht nur, daß er ein Gutachten anfertigte — er setzte auch das Geschriebene in die Tat um! So findet sich in der „Mannheimer Zeitung“ vom 1. August 1784 der Hinweis⁸), daß am Sonntag, dem 8. August eine unter der Anleitung von Traitteur angefertigte „Montgolfière“ — im damaligen Sprachschatz „Luftballen“ genannt — in Heidelberg aufgelassen werden soll, die 56 Schuh Höhe und 34 Schuh Breite im Durchmesser haben wird. Bei einem weiteren Start eines ähnlichen Ballons am Sonntag, dem 13. September 1784 nachmittags um 17.00 Uhr zwischen Heidelberg und Schwetzingen hatte Traitteur großen Erfolg. Viele Schaulustige konnten miterleben, wie sich der unbemannte Ballon mit seiner 28 Pfund schweren Kohlenpfanne in die Luft erhob, eine Höhe von ca. 9000 Schuh erreichte und erst 10 Minuten später

hinter Leimen zum Gaudi der dortigen Einwohner niederging, die ihn festhielten, bis die beiden Dragoneroffiziere, die den Lauf des Ballons zu Pferd querfeldein verfolgt hatten, eingetroffen waren. Laut Zeitungsbericht war dies bisher der „... größte Ballen, der in Deutschland mit einem solchen glücklichen Erfolg gestiegen ist“. Weitere Ballonversuche folgten noch im Spätjahr 1784 und bescherten Traiteur in der Fachwelt das Lob, in Europa einer der größten Kenner der „Aerostatik“ zu sein. Die Einwohner der Pfalz aber, die das Ganze als spleenige Spielerei ansahen, hängten ihm dafür folgenden Spottvers an:

*Herr Tretter, Herr Tretter
Der Luftballon stoßt wedder
Hätt' er unne mehr nei geblose,
Wär' er owe net angestofe.*

Sehr angetan von dem vielseitig begabten Mann, entschloß sich Kurfürst Karl Theodor an der Universität Heidelberg eigens eine Professur für Traiteur zu schaffen. So wurde dieser im Jahre 1784 zum Professor der Civil- und Militärbaukunst, sowie der praktischen Geometrie an der philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg ernannt⁹⁾. Traiteur scheint sich jedoch, wie aus den Akten hervorgeht, weniger den Vorlesungen, sondern mehr den Verwaltungsarbeiten gewidmet zu haben. Beim Universitätsjubiläum im Jahre 1786 war er Dekan¹⁰⁾ der philosophischen Fakultät (1790 erneut) und übernahm die Illumination am Universitätsgebäude¹¹⁾.

Auf Antrag erfolgte am 14. September 1790¹²⁾ durch Kurfürst Karl Theodor, in seiner Eigenschaft als Reichsvikar, die Adelserneuerung und die Aushändigung eines Diploms, das Traiteur und seine Brüder berechnete, sich „Des heiligen römischen Reiches Ritter Edle von Traiteur“ zu nennen. 1791/92 stand Traiteur der Universität Heidelberg als Rektor vor¹³⁾.

Inzwischen hatte Traiteur im August 1790 die Arbeiten für sein wohl größtes Lebenswerk begonnen — den Bau der Wasserleitung von Rohrbach bei Heidelberg nach Mannheim. Da die Geschichte des Wasserleitungsbaus in einem gesonderten Aufsatz behandelt wird (s. Bad. Heimat Jg. 53 Heft 2, 1973) genügt es an dieser Stelle, nur diese Dinge anzuführen, die für den weiteren Lebensweg Traiteurs von Bedeutung sind. Der Grund zu dem Wasserleitungsbau waren die in Mannheim fortwährend ausbrechenden Krankheiten, die ihre Ursache in dem zur Verfügung stehenden schlechten Trinkwasser hatten. Traiteurs Plan sah nun vor, das Trinkwasser durch eine Wasserleitung aus den Höhen von Rohrbach zu beschaffen, sowie das in den Festungsgräben aus Sicherheitsgründen stehende Wasser durch laufenden Zu- und Abfluß, versorgt durch einen Kanal aus dem Leimbach, frei von schädlichen Ausdünstungen zu machen. Daß das geniale Werk nicht fertiggestellt werden konnte, lag nicht an Traiteur, sondern bei gewissen Kreisen des Kurpfälzischen Hofes, die durch Mißgunst und Engstirnigkeit die begonnenen Arbeiten solange hinauszögerten, bis die Wirren des französischen Revolutionskrieges das Objekt gänzlich zu Fall brachten. Traiteur war durch diese „Niederlage“ nicht nur innerlich schwer getroffen, sondern hatte sich auch mit einem Großteil seines Vermögens engagiert. Fast 20 Jahre mußten ins Land gehen bis zur Begleichung seiner letzten Schuldforderung durch die Staatsverwaltungen.

Die Kriegereignisse des Jahres 1793 schlugen auch Traiteur in ihren Bann. Der Oberbefehlshaber des im hiesigen Raum stehenden Armeekorps, der österreichische General Wurmser, beauftragte Traiteur mit der Abfassung eines Gutachtens über die Festung Philippsburg¹⁴⁾. Traiteur entledigte sich dieser Aufgabe mit soviel Geschick und Können, daß er der Achtung aller Ex-

perten sicher sein konnte. Zum Schutze der Stadt Mannheim arbeitete er 1794 einen besonderen Plan aus, der darin gipfelte, den Angreifer durch Überfluten von ganzen Geländeteilen von einem Sturm abzuhalten. Aus dem gleichen Jahr datiert eine Studie über die Festung Landau. Auf Grund seiner hervorragenden Leistungen auf militärbau-technischem Gebiet wurde der inzwischen Kurpfälzische Ingenieur-Major und Kaiserlich-königliche österreichische Obrist-Lieutenant im Generalstab Traitteur zum Reichs-Ingenieur-Major ernannt¹⁵). Dies hatte jedoch zur Folge, daß er bei den Feldzügen zugegen sein mußte, worauf er am 13. April 1795 als vorsichtiger Mann sein Testament beim Senat der Universität Heidelberg hinterlegte¹⁶).

Im Jahre 1798 verstarb seine erste Frau Anna Maria Walther, Tochter des Hofraths Walther in Heidelberg, die ihm ihr gesamtes Vermögen vermachte, wie bei der Testamentseröffnung am 25. April 1798 ersichtlich wurde¹⁷). Die Ehe war kinderlos geblieben.

Bereits am 21. Juni 1798 ging Traitteur seine zweite Ehe ein mit Marie Auguste Karoline von Johner (geb. 29. April 1771)¹⁸). Dieser Ehe entsprossen vier Kinder¹⁹): Ferdinand Jacob Karl, geb. 23. April 1799, Antonie Maria Anna Philippine, geb. 17. September 1800, Amalie Christine Caroline, geb. 29. August 1808, und Maria Philippine Caroline Auguste Valerie, geb. 5. März 1810.

Verärgert durch den Mißerfolg mit der Wasserleitung, suchte Traitteur ein neues Betätigungsfeld und fand es in der Saline Bruchsal, die er erst als Gesellschafter, später allein übernahm. Der 40jährige Pachtvertrag mit Fürstbischof Wilderich wurde am 1. August 1798 unterzeichnet²⁰). Die früher sehr einträgliche Saline war unter fürstbischöflich speyerischer Verwaltung seit 1786 sehr heruntergewirtschaftet worden, so daß Traitteur große Anstrengungen unter-

nehmen mußte, um rentabel zu arbeiten. Neue Bohrungen waren erfolgreich — vor allem in Ubstadt — so daß bereits 1799 ca. 3500 Zentner Salz erzeugt werden konnten. Diese Aufwärtsentwicklung konnte auch eine Sturmkatastrophe am 9. November 1800 nicht hemmen, die einen Teil der Gradierwerke und sonstige Anlagen zerstörte. Um sich mit ganzer Kraft seinem neuen Wirkungsbereich widmen zu können, hatte Traitteur seinen Militärdienst quittiert und zog schließlich mit seiner Familie von Heidelberg nach Bruchsal, wo er ein fürstliches Haus führte, in dem er illustre Gäste, darunter auch die Kaiserin von Rußland empfing. Sein Entschluß, Heidelberg zu verlassen, wurde dadurch erleichtert, daß sich sein Verhältnis zur Universität sehr verschlechtert hatte, und ein Streit wegen beleidigender Äußerungen²¹) erst durch Eingreifen des Kurfürstlichen Hofes im Oktober 1800 beigelegt werden konnte. 1802 verzichtete er dann auf seine Professur. Auch seine beiden Heidelberger Häuser „Am Fischmarkt“ und das ehemalige „Jesuitenkollegium“ in der Augustinergasse (später Sitz der Universitätsbibliothek)²²) wurden veräußert, bis auf die Druckerei Wiesen, die er 1803 aufgekauft hatte²³).

Doch die hochfliegenden Pläne Traitteurs verwirklichen sich nicht. Die Säkularisierung des Bistums Speyer im Jahre 1803 brachte für Bruchsal die badische Verwaltung, die für Traitteurs Schwierigkeiten keinerlei Verständnis aufbrachte. Wassersorgen, durch das Müllergewerbe hervorgerufen, ließen die Salzproduktion erheblich absinken, die Einführung eines neuen Salzmonopols (1806) ließ die Konkurrenz im Salzhandel übermächtig werden.

Mit der Zeit entwickelte sich ein Rechtsstreit mit dem badischen Finanzministerium, der an Heftigkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Traitteur wehrte sich mit allen Mitteln und war im Ton seiner Worte, wie auch im Festsetzen seiner Entschädigungssummen

nicht kleinlich. 1811 kam es zu einem Vergleich, doch bereits 1814 erfolgten erneut Klageführungen wegen Nichteinhalten der Vertragsklauseln, die sich bis zur Schließung des Betriebs am 20. März 1824 hinzogen.

Inzwischen hatte Traitteur nach Verhandlungen mit dem Fürsten von Leiningen 1807 zusätzlich die Saline Mosbach erst auf 30jährige Pacht, dann im Erblehen übernommen²⁴). Auch diese Saline war in ziemlich desolatem Zustand, als Traitteur seine Arbeit aufnahm. Ähnlich wie in Bruchsal stellten sich aber auch in Mosbach die gleichen Schwierigkeiten ein. Das Ergebnis waren laufende Händel mit der leiningischen Domänenkanzlei in Amorbach, später der badischen Verwaltung, sowie dem Mosbacher Stadtrat.

Trotz dieser extremen Belastungen fand Traitteur noch Zeit, sich mit seiner veränderten politischen Umwelt auseinanderzusetzen. Seine schriftlichen Betrachtungen über die erfolgten Länderneugliederungen offenbaren dabei erneut seinen scharfsinnigen Verstand, aber auch seine spitze Feder. Daß der impulsive und durch die Obrigkeit nicht immer gut behandelte Traitteur manchmal über sein Ziel hinausschoß, zeigt die Tatsache, daß er sich einige Zeit selbst den Titel „Freiherr“ zulegte und dies von seiner 1790 bestätigten „Ritterschaft“ ableitete, was ihm jedoch am 2. Januar 1815 von der badischen Verwaltung offiziell untersagt wurde²⁵).

Im Jahre 1822²⁶) erwarb Traitteur von Max von Deuring die Grundherrschaft Heilsparg im Oberamt Radolfzell mit den Dörfern Gottmadingen und Ebringen. Doch auch hier wartete ein Wermutstropfen auf Traitteur. Wegen der Führung des Titels „Großherzoglich badischer Grundherr“ kam es mit dem badischen Ministerium des Innern zu einem Rechtsstreit, der jedoch am 12. Mai 1823 zu Gunsten Traitteurs abgeschlossen wurde.

Kurz vor seinem Ableben hatte Traitteur noch die Freude von Papst Leo XII die

„Päpstlich Römische Grafenwürde (Conte romano)“ entgegenzunehmen, worauf er seinem Namen den früher geführten Beinamen „Brauneberg“ (einer ehemaligen Besetzung der Familie an der Mosel) wieder anfügte²⁷).

Am 20. Januar 1825 verstarb Johann Andreas von Traitteur-Brauneberg nach einem von Arbeit und Kampf erfüllten Leben und wurde bei St. Peter in Bruchsal beigesetzt.

Anmerkungen:

Abkürzungen: GLA = Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe; UAH = Universitätsarchiv Heidelberg; UBH = Universitätsbibliothek Heidelberg.

¹) GLA — Lehen- u. Adelsarchiv v. Traitteur. Mannheimer Geschichtsblätter 22 (1921). 35 (1934).

²) H. Nopp: Geschichte der Stadt und ehemaligen Reichsfestung Philippsburg. 1881.

³) Acta sacrorum secularium quum anno 1786 a die 6. ad 9. Novembris festum seculare quartum pio solemnique ritu celebravit Academia Heidelbergensis. 1787.

Mannheimer Geschichtsblätter 22 (1921).

⁴) G. Toepke: Matrikel der Universität Heidelberg. 4 (1903).

⁵) Acta sacrorum secularium ... 1787.

⁶) UAH — Philos. Fakultät III 5 b Nr. 45.

⁷) GLA — NS 1040—1045.

⁸) Mannheimer Geschichtsblätter. 7 (1906).

⁹) UAH — Philos. Fakultät III 5 b Nr. 45.

F. Schneider: Geschichte der Universität Heidelberg. 1913.

¹⁰) H. Weisert: Die Rektoren der Ruperto Carola zu Heidelberg und die Dekane ihrer Fakultäten 1386—1968. 1968.

¹¹) E. Winkelmann: Urkundenbuch der Universität Heidelberg. 2 (1886).

¹²) GLA — Lehen- u. Adelsarchiv v. Traitteur.

¹³) H. Weisert: Die Rektoren ... 1968.

¹⁴) H. Nopp: Geschichte der Stadt ... 1881.

¹⁵) UAH — Philos. Fakultät III 5 b Nr. 45.

¹⁶) UBH — Heid. Hs 3241.

¹⁷) UBH — Heid. Hs 3239/3240.

¹⁸) Gräfl. Taschenbuch (Gotha). 80 (1907).

¹⁹) E. H. Kneschke: Dte. Grafenhäuser der Gegenwart. 2 (1853).

²⁰) GLA — Akten Saline Bruchsal.

Bruchsaler Heimatgeschichte. 1955.

P. Riffel: Die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt Bruchsal von 1690 bis zur Gegenwart. Diss. Frankfurt. 1930.

²¹) UBH — Heid. Hs 3290.

²²) F. P. Wundt: Geschichte und Beschreibung der Stadt Heidelberg. 1805.

Geachtet und geehrt,
Geächtet und vergessen

Prof Dr. Fritz Hirsch

Von Eugen Mack, Ispringen



Prof. Dr. Fritz Hirsch (1871–1938)

Wenn die Besucher der festlichen Konzerte in den einstigen höfischen Räumen von Schloß Schwetzingen oder des Schlosses zu Bruchsal längst wieder in den Pflichtenkreis des Alltags ihrer jeweiligen Landschaft zurückgekehrt sind, wenn die ungezählten Gäste aus aller Welt sich noch an den mächtigen Lindenalleen, deren Achse über die Wasserspiele hinüber zum Kalmit weisen, erfreuen, schwingen die Akkorde der Töne, aber auch die Raumerlebnisse, selbst in die Häßlichkeit mancher Umgebung unserer Zeit hinüber und lassen den Verlust vergangener Schönheit besonders empfinden.

Verschwiegen und verhalten leuchtet der Dank auf an alle Jene, die durch den Wechsel der Zeiten um den hohen Grad der Verantwortung wußten und diese baugeschichtlichen Kleinode erneut in das Bewußtsein ihrer Zeitgenossen zurückriefen.

An einen jener Erhalter und Bewahrer mögen diese Ausführungen erinnern, dessen Todesanzeige vom 20. Juli 1938 davon kündigt:

„Ein aufrechter Mann mußte zu früh von seiner Lebensaufgabe gehen, die der Heimat geweiht war.“
Professor Dr. Fritz Hirsch

Großherzogl. Ministerialrat a. D.
Ehrenbürger der Städte Bruchsal und Schwetzingen, Ehrensator der Universität Freiburg i. Br., Ritter hoher Orden.

Als ihn, am Vorabend der Feier des 200. Gedenktages der Grundsteinlegung des Schlosses zu Bruchsal am 17. Juni 1922, also vor 50 Jahren, die Stadt Bruchsal, auf Beschluß des Stadtrats und des Bürgerausschusses mit der Verleihung des Ehrenbür-

gerrechtes ehrte, wußten jene Zeitgenossen sich mit dem kunstsinnigen Erneuerer ihres Schlosses, dem geistvollen Erforscher seiner Geschichte, aber auch dem treuen Hüter seiner Kunstschätze aufs innigste verbunden. Ebenso wie die Laudatio des am 4. Dezember 1929 vom Gemeinderat der Stadt Schwetzingen beschlossenen und 14. Dezember 1929 verliehenen Ehrenbürgerbriefes zu künden weiß:

„... Die Stadt Schwetzingen ernennt Herrn Ministerialrat Prof. Dr. Fritz Hirsch zu ihrem Ehrenbürger für die großen Verdienste um die Wiederherstellung des Schlosses und seines Gartens. Denn er erfüllte die große Aufgabe, im Kommen und Gehen der Zeiten, in hoher Verantwortung getreuer Mittler und Sachwalter für uns zu sein.

Zerbrochenes wieder aufzurichten zur Freude der Menschen und zum Ruhme des Volkes, das nach langem, gewaltigem Kriege und schwerer Niederlage Erholung und neuen Mut im Umgang mit der Natur findet und dazu die herrlichen Schlösser und Gärten der Fürsten in alter Schönheit neu erstehen läßt. So wird Altes sinnvoll in neues Leben herübergerettet und verwächst ins Ganze des Volkes, dessen Arbeit es entsprungen. Dankbar gedenkt die Stadt Schwetzingen des Mannes, der in hohem Amte sich dieser Aufgabe bewußt, es ermöglichen half und mit Künstlerhand daran schaffte, daß Schwetzingens Erbe aus seiner Vergangenheit, ein Juwel Deutschlands, wieder herrlich erstanden ist . . .

Und wenn heute Tausende den Ruf unserer Stadt hinaustragen in alle Lande, so danken auch wir dies in vielem dem Manne, den wir ehrend nun unseren Bürger nennen.“

Vielleicht sind bei dem Gehrten in jener Stunde die Gedanken seines Landsmannes J. P. Hebel aus Basel angeklungen, der anläßlich einer Dienstreise als Prälat, am 22. 9. 1826 zu Schwetzingen starb und unweit des Schlosses letzte irdische Ruhe fand:

„... Wenn das meine Mutter erlebt hätte!...“ Sie, die das Büblein am 21. 4. 1871 zu Konstanz gebar, die ersten Schritte lehrte, die Blicke zu den nahen Schweizer Bergen richtete, von der großen Geschichte der Reichenau erzählte, der als Jüngling das Gymnasium der Vaterstadt bis zur Reifeprüfung am 23. Juli 1889 besuchte, bis er sich an den Technischen Hochschulen zu Karlsruhe und München dem Studium der Architektur widmete und 1895 die Staatsprüfung bestand, denen sich kunstgeschichtliche Studien in Heidelberg anschlossen. Seine Promotion zum Doktor der Philosophie folgte am 21. 9. 1897.

Einer kurzen zweijährigen Lehrtätigkeit an der Lübecker Baugewerbeschule und Studienreisen durch Italien und Frankreich folgte am 9. Oktober 1900 die Ernennung zum badischen Regierungsbaumeister unter Großherzog Friedrich I. Der ersten Tätigkeit in Heidelberg folgte am 24. März 1904 die Ernennung zum Bezirksbauinspektor und am 28. 4. 1905 die Ernennung zum Vorstand der Bezirksbauinspektion in Bruchsal, bis zu seiner Berufung am 17. 4. 1913 als hochbautechnischer Referent in das badische Finanzministerium mit dem Titel Bau- rat.

In die Bruchsaler Zeit seines Wirkens fällt die berühmt gewordene Restaurierung des dortigen Schlosses die er mit seinen Mitarbeitern durchführte.

Neben dem vielseitigen beruflichen Wirken galt seine besondere Neigung der Schriftstellerei. Hinter vergilbten Aktenstücken, einer verwitterten Jahreszahl eines Epithaphs, eines Wappensteins, dem Gespräch mit einem alten Bauern, einem Steinmetz, dem Gespräch mit einer Schulklasse, erkannte er das zeitlose Bild der Heimat, Jahrhunderte taten sich vor seinem ahnenden Blick auf, die seine Feder plastisch in diese Zeit stellte. Ohne Beschönigung, ohne Intoleranz wußte er die großen und kleinen Persönlichkeiten vergangener Tage in die

bauliche Kulisse des badischen Landes zu stellen.

Aus der Fülle seiner vielen Veröffentlichungen seien nur einige genannt, die den Rahmen des rein Beruflichen sprengen:

Die Gruft der St. Peterskirche in Bruchsal
(gelegentlich der Entdeckung der Gruft
der Fürstbischöfe durch Hirsch)

Wie Magister Georgius Stampelius nach
Lübeck kam

Das Konstanzer Häuserbuch

Das sogenannte Skizzenbuch Balthasar
Neumanns

Was die Turmspitze der Bruchsaler Stadt-
kirche zu erzählen weiß

Bruchsaler Stammbaumblüten

Kardinal Schönborn auf Reisen

Italiener in Bruchsal

Rastatt, Schloß und Stadt

Der Salemer Torkel

Q 6 in Mannheim

Die bauliche Entwicklung der Stadt
Karlsruhe in den letzten 70 Jahren

Die badischen Schlösser

Der Fall Leonelli

u. v. A.

Wie schon zuvor erwähnt, zählt die Restaurierung des Bruchsaler Schlosses zum Vorrangigen, dem sich viele andere in buntem Reigen anschlossen:

St. Peterskirche mit Fürstengruft in Bruchsal

Stadtkirche und Münze zu Karlsruhe

Münster zu Konstanz

Schloß und Schloßkirche Rastatt

Schloß und Schloßgarten zu Schwetzingen

Als Berater beim Universitätsneubau Heidelberg, dem Studentenhaus der Techn. Hochschule Karlsruhe und Mitglied vieler Kommissionen war er auch maßgeblich bei der Vollendung des Klinikbaus Freiburg i. Br. beteiligt. Die Universität Freiburg er-

nannte ihn am 1. Dezember 1931 zu ihrem Ehrensensator.

Unterm 1. 4. 1920 erteilte ihm das Badische Staatsministerium den Lehrauftrag für Geschichte der Architektur an der Techn. Hochschule Karlsruhe und ernannte ihn zum ordentlichen Honorarprofessor in der allgemeinen Abteilung der Techn. Hochschule Karlsruhe.

Neben mancherlei Auszeichnungen verlieh ihm Großherzog Friedrich II. am 11. Februar 1910 das Ritterkreuz I. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen und am 9. 9. 1916 das badische Kriegsverdienstkreuz.

Das großherzogliche Haus und die folgende Republik hielten den verdienstvollen Baumeister in hohen Ehren. Sein besonderes Vermächtnis ist jenes Werk, dessen letzter Teil ihn bis zu seinem Tode beschäftigte: „Hundert Jahre Bauen und Schauen“.

In mosaikartiger Kleinarbeit und meisterhafter Brillanz verstand er es, darin die Zeit des Städtegründers Karl Wilhelms, seines Enkels Carl Friedrich und der Folgenden, samt jener Zeitgenossen, nicht nur für die Bauleute im besonderen, zu schildern, auch den Bürgern der Republik versuchte er, die Ehrfurcht vor den Persönlichkeiten, die einst das neugeschaffene Land in seiner Vielheit formten, ohne jegliche Beschönigung nahe zu bringen.

Jene Passage, die den Abschied der Markgräfin Caroline Luise und eines ihrer Söhne, — Initiatorin der Pforzheimer Schmuckindustrie — vom Portal des Karlsruher Schlosses vom Markgrafen schildert, die als tote Frau aus Paris heimkehrt, gehört zu den ergreifendsten menschlichen Schilderungen des Werkes.

Den vorigen Tagen folgte jene unselige Zeit, deren Folgen wir in den Daten 17. Juni und 20. Juli immer wieder aufs Neue erkennen. Diese Daten sind auch im Leben des Geschilderten bedeutsam. Am 5. April 1933 suchte er um Beurlaubung und Versetzung

in den Ruhestand nach, dem bereits am nächsten Tage entsprochen wurde, der wiederum am 29. April 1933 die Entlassung aus dem Dienst, nach Maßgabe des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums, folgte.

Sie findet ihre Parallele nur im Verhalten intoleranter Zeitgenossen mittelalterlicher Zeit gegenüber dem Augsburger Baumeister Elias Holl, dem Würzburger Baumeister Tilmann Riemenschneider.

Die nachfolgende Zeit hat das ihrige getan, sein Andenken weithin vergessen zu lassen. Wenn jedoch im Umgang mit Bauleuten der älteren Generation sein Name genannt wird, schwingt noch immer Hochachtung und Verehrung ein und mündet in jene Gedanken, mit denen der Rastatter Nachruf vom 16. Oktober 1938 schließt:

„... Von der Bahre des Verstorbenen schauen wir auf eine Fülle und Vielfalt der Tätigkeit zurück, wie sie nicht oft von einem einzelnen Menschen erreicht wird. Fritz Hirsch's Erhaltungsarbeiten, Bauten, amtliche Arbeit und Veröffentlichungen sind Zeugnisse eines bedeutenden Mannes. In seinen Restaurierungen, in seinen Ideen über farbige Architektur ging er neue — und viel umstrittene — Wege. In der straffen Zentralisierung der Bauverwaltung und der Denkmalpflege, in seiner Ehrfurcht vor der Tradition, in seiner Neigung zu familien-geschichtlichen Forschungen (für die gerade das Werk „100 Jahre Bauen und Schauen“ überreiche Beispiele gibt), eine moderne Erscheinung; in seiner wissenschaftlichen Genauigkeit und Unermüdlichkeit, in seinen archivalischen und literarischen Kenntnissen und in seiner umfassenden All-

gemeinbildung ein Gelehrter von Rang; in seiner Liebe zur Heimat, in seiner Gerechtigkeit und Unbestechlichkeit und in seiner lauterer Herzensgüte ein Beispiel edler Menschlichkeit.

Der Verstorbene verwirklichte die seltene Vereinigung der überlegenden Betrachtung mit dem tätigen Leben. Als Beamter und als Künstler, als Konservator und als Neuschöpfer, als Kunsthistoriker und als Baumeister, als Mäzen vieler Künstler und durch eigene Werke hinterläßt er Denkmale, die ihn lange überdauern werden.

Das Dasein von Fritz Hirsch war reich und wirkungsvoll. In der Zusammenfassung des inneren Glücks und der äußeren Erfolge, der Schmerzen und der leidenden Erfahrung, alles Hellen und Dunkeln ein schön vollendetes Leben.

Die Arbeit ist getan, der Kampf ist ausgekämpft, vor uns stehen in entrückter Klarheit nur Gestalt und Leistung . . .“

Beim Abschied aus dem einstigen kurpfälzischen Park Schwetzingen spiegeln sich noch die leuchtenden sonnendurchwirkten Abendwolken in den Wassern des Bassins, zu dessen beiden Seiten der Bildhauer Peter Anton von Verschaffelt, vor 200 Jahren die Kolossalgruppe der beiden weidwunden Hirsche schuf, die von Netzen gefangen, von der Hundemeute gestellt, das Haupt erheben und symbolhaft, besinnliche Reminiscenzen nachklingen lassen.

Unweit seiner einstigen Karlsruher Wohnung dürfte ihm auf seinem menschlichen und beruflichen Lebensweg das Wort vom Hebelnden oft Trost gewesen sein:

*„Us der Heimet chunnt der Schii,
's mueß liebli in der Heimat sii.“*

Johann Friedrich Weyhing

Laudatio für einen Vergessenen

Von Hans Leopold Zollner, Ettlingen

In seinem verdienstvollen Werk „100 Jahre Bauen und Schauen“ legte Fritz Hirsch in einem eindrucksvollen Kapitel dar, in welchem geradezu hemdsärmeliger Manier der junge Weinbrenner dem um 40 Jahre älteren Baudirektor Wilhelm Jeremias Müller die letzten Dienstjahre vergrämte. Diese, Weinbrenners Bild ein wenig trübende Dissonanz war mehr als das Ergebnis verschiedener Stilauffassungen. Hier prallten zwei Generationen und zwei Gesellschaftsformen aufeinander. Hier Müller, der Kavalier-Architekt des Ancien Regime; da Weinbrenner, der Handwerkersohn, der eine neue Zeit und eine neue Auffassung vom Bauen vertrat. Zwischen diesen beiden, wenigstens klaren Fronten aber wirkte und verschwand schließlich für lange Zeit im kunsthistorischen und biographischen Niemandsland ein anderer Meister, der in Karlsruhe eines der schönsten Bauwerke im Louis-XVI-Stil schuf: Johann Friedrich Weyhing, geboren zu Stuttgart, getauft am 1. August 1716.

Sein Vater, der Steinmetzmeister Christoph Friedrich Weyhing, hatte noch am Ludwigsburger Schloß mitgearbeitet, ebenso am dortigen Favoriteschloßchen, und trat 1746 als „Bauunternehmer“ am Bau des Neuen Schlosses zu Stuttgart auf, nachdem er zuvor die Stellungen eines Land- und eines Rentkammer-Baumeisters bekleidet und neben anderen auch einen, freilich unausgeführt gebliebenen Plan für ein Rathaus in Ludwigsburg geliefert hatte. In Stuttgart wurde Weyhing der Ältere bereits von seinem Sohn unterstützt, der als Balier fungierte und damit bewies, daß er die handwerkliche Arbeit nicht verachtete, obwohl er in den Jahren 1738 bis 1741 in Dresden bei dem berühmten Gaetano Chiaveri ge-

lernt und folglich wohl auch am Bau der katholischen Hofkirche in der sächsischen Residenz mitgewirkt hatte. Weyhing der Jüngere wurde 1747 Bauinspektor, erhielt bald darauf die Würde eines Kammerherrn und war an verschiedenen Bauten des Herzogs Carl Eugen maßgeblich beteiligt: beim Ausbau des Stuttgarter Schlosses, beim Bau eines Lusthauses zu Grafeneck und auf der Solitude, wo er vermutlich den Plan für die Kapelle lieferte.

Im Jahre 1767 trat Johann Friedrich Weyhing mit dem Rang eines Rechnungsrats in badische Dienste. Er hatte anderthalb Jahre zuvor einen Plan zum Schloßumbau nach Carlsruhe geschickt, doch ist es nicht sicher, ob zwischen jener Vorlage und seinem nunmehrigen Engagement ein Zusammenhang bestand. Vielleicht folgte Weyhing lediglich seinem Schwiegersohn Karl Friedrich Gerstlacher nach, der von Markgraf Karl Friedrich in den badischen Staatsdienst berufen worden war, dort gute Karriere und sich durch eine Sammlung von Verordnungen einen Namen machte. Weyhing muß es erheblich schwieriger gehabt haben in Karlsruhe. Die Mitglieder des Fürstlichen Bauamtes nämlich, die Kammerräte Johann Heinrich Arnold, Wilhelm Jeremias Müller und der Ingenieur Schwenk, selbst der sonst noble Baudirektor Albrecht Friedrich von Keßlau, verhielten sich anscheinend dem neuen Mann gegenüber gleichgültig oder unfreundlich, obwohl sie ihn über größere Meister wie Leopoldo Retti oder Philippe de la Guepière hätten kennen müssen; ja, man begegnete dem Kollegen aus Württemberg so feindselig, daß der Markgraf schließlich schwarz auf weiß anordnen mußte, „Weyhing zur würcklichen



J. Fr. Weyhing: Das „Schwedenpalais“ in Karlsruhe

Mitbesorg- und Ausrichtung der vorkommenden Geschäfte, und zwar nicht nur bey denen herrschaftlichen und Landbau-, sondern auch bey Unseren Schloßbau-Geschäften zu verwenden.“

Daß nach einem solchen Betriebsklima heute nicht mehr festgestellt werden kann, welchen Einfluß Weyhing, der 1770 Nachfolger des Kammerrats Arnold wurde, auf den weiteren Um- und Ausbau des Karlsruher Schlosses nahm, dürfte einleuchten. Dagegen kann sein Mitwirken bei der Stadtplanung nachgewiesen werden, und ebenso kennt man einige Bauten in der Umgebung der Residenz, die er entwarf: das einstige Pädagogium in Durlach etwa, die Kirchen zu Ispringen und Weißenstein oder das

Pfarrhaus zu Weiler. Weyhings bekanntestes Werk aber blieb für lange Zeit das von Max von Schenkendorf besungene „Kirchlein an der Straßen“ zu Rüppurr. Der Baumeister errichtete es in einfachen Formen an der Stelle eines älteren, baufällig gewordenen Gotteshauses ums Jahr 1776. Die Kosten beliefen sich auf 8305 Gulden und mußten, wiewohl es sich um eine protestantische Kirche handelte, vom baupflichtigen katholischen Kloster Lichtental getragen werden. Diese kleine Kirche ist ein gutes Beispiel für den kultivierten Geschmack ihres Architekten, denn sie wirkt nur durch fein abgewogene Proportionen, ordnet sich aber im übrigen in das Bild der umgebenden Natur ein, die sich freilich heute nicht mehr öffnet

J. Fr. Weyhing:
Kleine Kirche, Karlsruhe-Rüppurr



„nach den Bergen, nach dem düstern Waldesgrün, wo die hohen Bäume flüstern, wie die tiefen Schatten zieh'n . . .“

Der vollendetste Weyhing-Bau jedoch steht in Karlsruhe selbst und ist glücklicherweise erhalten geblieben: es ist das ursprünglich Wilhelm Jeremias als besonders geglückt zugeschriebene Haus in der Hans-Thoma-Straße 1 gegenüber der Kunsthalle. Die richtige Zuweisung dieses in seiner vornehmen Zurückhaltung und Schlichtheit für das Karlsruher Louis-Seize so typische Gebäude ist Karl Widmer zu verdanken, der die Zusammenhänge in einem Aufsatz in der „Pyramide“ vom 17. April 1932 untersuchte. Den Beweis fand Widmer in den Bauakten für das Haus des Geheimen Hofrats Preuschen. Sie beginnen mit dem Ge-

such um Errichtung eines modellmäßigen Hauses beim Linkenheimer Tor, und sie enden schließlich mit einer Anfrage des Bauamts vom 11. Juli 1770 an den Baumeister Weyhing, „ob Er vorher, ehe er den Riß und Überschlag über das neue erbaute geh. Rath Preuschische Haus gefertigt, die erforderliche Einsicht vom Platz genommen habe.“

Das schöne Haus des Geheimen Hofrats von Preuschen, das jedem Freund gediegener Architektur auffallen muß und schon Goethes Bewunderung hervorrief, diente von 1813 bis 1835 der unglücklichen Königin Friederike von Schweden, einer badischen Prinzessin, als Wohnsitz und heißt daher bei alten Karlsruhern noch immer das „Schwedenpalais“. Es könnte Ge-

schichte und Geschichten erzählen, dazu mancherlei Anekdoten und Intima über seine einstigen Bewohner, zu denen außer dem braven Hofrat Preuschen und der leidgeprüften Schwedenkönigin im Exil auch die Frau von Hochberg, die Familien von Andlaw, von Seldeneck und Schilling von Cannstatt gehörten. Wichtiger allerdings ist, daß es für das Können eines Baumeisters zeugt, der vielleicht schon in Stuttgart und in der Nähe Philippe de la Guepières zum „Rokoko-Klassizismus“ kam und in Karlsruhe einen Stil pflegte, den man später ausschließlich mit dem Namen Wilhelm Jeremias Müllers verband, ohne Weyhings zu gedenken.

Ein württembergischer Kunsthistoriker hat diesen Johann Friedrich Weyhing einmal „einen seltsam zwischen Künstlerschaft und untergeordneten Stellungen umhergeworfenen Mann“ genannt. Nun, über Weyhings Künstlerschaft kann kein Zweifel mehr bestehen; geblieben ist dagegen die menschliche Tragik im Dasein dieses Architekten, das schwere Dulden eines wahrscheinlich wenig energischen Mannes, der am 29. Juli 1781 „tot, aber unversehrt“ im Rintheimer Schlag aufgefunden wurde. Er hatte sich zwölf Tage zuvor auf einen seiner gewohnten Dienstgänge begeben — und war nicht mehr zurückgekehrt.

Im ebenen Land

*Die Sonne gleißt. Der weiße Flugsand glüht.
Das Weggras steht verdorrt im Mittagsbrand.
Das Licht umgibt dich wie ein weites Meer.
Du strebst dem Walde zu wie einem Strand.*

*Die große Stille nimmt dich friedlich auf.
Du läßt im Freien allen Harm zurück.
Getreu steht Baum an Baum. Im tiefsten
Grund
spinnt dir die Dämmerung ein Sommerglück.*

Friedrich Roth

Arthur Valdenaire

Ein Leben für
Friedrich Weinbrenners Werk

Von Hans Leopold Zollner, Ettlingen



Arthur Valdenaire (1883–1946)

„Mag der Künstler im Ringen um eine neue Form, um den Ausdruck eines werdenden Zeitempfindens noch so eigenwillig die alten Tafeln zu zerbrechen suchen, sein Schaffen hat notwendigerweise doch im Überkommenen seine Wurzeln.“ — Diese Worte, die Valdenaires großartige Weinbrenner-Biographie einleiten, hätte der Verfasser auch für sich und sein Schaffen zur Devise erklären können; denn Arthur Valdenaire war in seinem Leben und Lehren, in seinem Forschen und Wirken ebenfalls in den Traditionen des badischen Landes und im kultur- und kunstgeschichtlichen Boden seiner Hauptstadt fest, ja unlöslich verwurzelt.

Am 12. März 1883 in Bretten geboren, kam Arthur Valdenaire früh schon in den Bannkreis der Fächerstadt. In Karlsruhe absolvierte er das Realgymnasium, an der Karlsruher Fridericiana studierte er Architektur und schloß sich dabei besonders dem von ihm hochverehrten und vielseitigen Max

Laeuger an. Ein Jahr im Atelier des Freundes und Lehrers, praktische Tätigkeit in der Mannheimer Bauindustrie, konstruktive am Frankfurter Hochbauamt, pädagogische an der Baugewerkschule in Offenbach folgten — bis die entscheidende Wendung in Valdenaires Arbeit kam: die Dissertation beim Karlsruher Kunsthistoriker Geheimrat Adolf von Ochelhäuser, der Valdenaire den Titel „Weinbrenners künstlerische Erziehung und der Ausbau Karlsruhes“ gab, und aus der 1919 dann Valdenaires Hauptwerk, die im Karlsruher Verlag C. F. Müller veröffentlichte Biographie „Friedrich Weinbrenner, sein Leben und seine Bauten“ hervorging. Sie war eine Bestandsaufnahme und eine Würdigung, und sie war die notwendige Ehrenrettung des großen klassizistischen Baumeisters, dessen Bauten die Epigonen und Experten seit langem zu bekritteln und zu schmähen liebten — unter ihnen vor allem der Karlsruher Ordinarius für Kunstgeschichte, Alfred Woltmann, der in den Badischen Bio-

graphien über Weinbrenner das Kathederurteil gefällt hatte, „der architektonische Charakter seiner Bauten (sei) derjenige der äußersten Trockenheit, Dürftigkeit und künstlerischen Impotenz“.

Valdenaire war es, der mit dieser Ansicht aufräumte, sowie mit der ebenfalls von Woltmann aufgestellten Behauptung, der Weiterbau nach dem Fächerplan durch Weinbrenner habe Karlsruhe einen öden und trostlosen Eindruck gewinnen lassen, und der dann jene Schrift „Karlsruhe, die klassisch gebaute Stadt“ verfaßte, die auch heute noch als die beste Einführung in die Probleme der Architektur der Fächerstadt gelten darf.

Indessen: nicht allein die Bauten und Schriften des klassizistischen Baumeisters fesselten Arthur Valdenaire, der in den zwanziger Jahren als Gewerbelehrer in Karlsruhe tätig war; ihn faszinierte ebenso die vitale und geniale Persönlichkeit, der Mensch Friedrich Weinbrenner, sein Lebenskreis, seine ganze Epoche. Er gab daher die sorgfältig gesichteten Briefe und Aufzeichnungen Weinbrenners heraus; er vertiefte sich in die kaum noch bekannte Biographie des Ingenieurobersten Johann Gottfried Tulla, der mit Weinbrenner zusammenarbeitete und mit ihm zum Gründer der Technischen Hochschule Karlsruhe wurde; er sichtete eingehend das Schaffen des Weinbrennerschülers und -nachfolgers Heinrich Hübsch in einer ausgezeichneten Monographie; er schilderte schließlich, farbig und kulturgeschichtlich reizvoll, die Baugeschichte des wichtigsten Residenz-Bauwerks in der Schrift „Das Karlsruher Schloß“.

1933 wurde der wohl mehr musisch und künstlerisch als pädagogisch ausgerichtete Mann, dessen äußeres Erscheinungsbild noch viel vom Blute welscher Vorfahren verriet, Bibliothekar beim Landesgewerbeamt, widmete sich aber unermüdlich, wenn auch mit der für ihn typischen selbstlosen Bescheidenheit weiter seinen Forschungen. Mitten aus diesem fruchtbaren Schaffen, dessen Ergebnis ein Inventar aller Karlsruher Baudenkmäler werden sollte — so, als habe er damals bereits unbewußt um deren Bestand gefüchtet — riß ihn der Zweite Weltkrieg. Als er 1945 zurückkehrte, lag Karlsruhe in Trümmern, war die klassisch gebaute Stadt ein Ruinenfeld. Freunde berichten, Valdenaire habe schon früher nur mit leidenschaftlicher Erbitterung von baukünstlerischen Verlusten der Stadt sprechen können, was mag er nun erst gelitten haben! Nun, da die Giebel zerschellt waren, da die stolzen Säulenreihen der Weinbrennerbauten nur noch als traurige Stümpfe gen Himmel ragten . . .

Damals wurde Arthur Valdenaire zum Oberkonservator der nordbadischen Kunstdenkmäler ernannt. Aber die Aufgabe erschien unlösbar. Es fehlte ihm an Mitarbeitern, an Mitteln, an allen Arbeitsmöglichkeiten. Dies und die scheinbar vollkommene Vernichtung „seiner“ Stadt, der unwiderfürlich erscheinende Verlust wertvollsten badischen Kunstbesitzes lähmten die Kräfte des feinnervigen Mannes. Eine schwere Krankheit kam hinzu, und ihr erlag der Biograph Weinbrenners, der getreue Eckart seiner Bauten, am 15. Januar 1946.



Johann Daniel Schöpflin (1694–1771)

Der Name Johann Daniel Schöpflin ist für die Geschichtschreibung des rechten und linken Oberrheingebietes im 18. Jahrhundert zu einem festen Begriff geworden. Einerseits empfing die elsässische Geschichtsforschung durch Schöpflins „*Alsatia illustrata*“ und die nach seinem Tode von seinem Schüler Andreas Lamey herausgegebene Schöpflinsche Sammlung „*Alsatia diplomatica*“ ihre entscheidenden Impulse. Auf der anderen Seite kennzeichnete sich die altbadische Historiographie zur Zeit Karl Friedrichs neben der „*Einleitung in die Geschichte der Markgrafschaft und des markgräflichen altfürstlichen Hauses Baden*“ des Karlsruher Gymnasialprofessors Johann Christian Sachs vor allem in Schöpflins bekanntem Werke „*Historia Zaringo-Badensis*“. Darüber hinaus war es gerade Johann Daniel Schöpflin, der den Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz veranlaßte, im Jahre 1763 eine Akademie der Wissenschaften in Mannheim ins Leben zu rufen. Schließlich machte sich

Johann Daniel Schöpflin

Der berühmte Geschichtsschreiber
Badens und des Elsaß

Von Engelbert Strobel, Karlsruhe

Schöpflin um die Universität Straßburg dadurch noch besonders verdient, daß seine staatswissenschaftlichen Vorlesungen zu jener Zeit einen beliebten Anziehungspunkt für die Studenten und angehenden Diplomaten benachbarter europäischer Staaten bildeten.

Johann Daniel Schöpflin war ein Kind des badischen Landes. In Sulzburg wurde er am 6. September 1694 als Sohn eines markgräflichen Beamten, eines sogenannten geistlichen Verwalters, geboren. Seine gymnasiale Schulausbildung erhielt er zunächst an dem damals noch in Durlach befindlichen „Gymnasium illustre“ und anschließend in Basel. Dort ließ er sich danach auch an der Universität in der philosophischen Fakultät einschreiben. Der Basler Dozent J. Christoph Iselin rief in dem jungen und strebsamen Studenten das Interesse für Geschichte und Altertumswissenschaft wach. Durch seine Mutter, eine geborene Bardolle aus Kolmar, schon ohnedies verwandtschaftlich mit dem

benachbarten Elsaß verbunden, wechselte Johann Daniel Schöpflin im Jahre 1711 studienhalber an die Universität Straßburg über, zumal auch sein Vater inzwischen das Amt eines evangelischen Kirchenschaffners in Reichenweier im Oberelsaß übernommen hatte.

In Straßburg machte sich besonders der Professor der „Eloquenz“ und Geschichte Johann Kaspar Kuhn um den weiteren Studien- und Ausbildungsgang Schöpflins verdient, indem er ihn gleichzeitig als Lehrer seines Sohnes in sein Haus aufnahm. Mehrere lateinische öffentliche Disputationen und eine vielbeachtete Leichenrede für den Straßburger Kirchengeschichtler Barth hatten Schöpflin unterdessen schon so weit in wissenschaftlichen Kreisen bekanntgemacht, daß er am 22. November 1720 nach dem Tode Kuhns den Lehrstuhl seines väterlichen Freundes übertragen bekam.

Die Anfangsjahre seiner Dozententätigkeit waren vorwiegend lateinischen Rede- und Stilübungen mit praktischen Beispielen aus der römischen und frühmittelalterlichen Geschichte gewidmet. So war es nicht weiter zu verwundern, daß er sich auch zu einem begehrten Festredner entwickelte; hielt er doch von 1722 bis 1745 nicht weniger als zwanzigmal an der Universität Straßburg die Gedenkrede zum jeweiligen Geburtstag des französischen Königs. 1723 erhielt Schöpflin einen Ruf an die damals noch bestehende Universität Frankfurt an der Oder, den er aber ebenso ablehnte wie die späteren Berufungen nach Wien, Upsala und Leyden. Das gleiche Schicksal hatte 1725 ein Angebot der Kaiserin Katharina I. an Schöpflin, als russischer Hofhistoriograph Mitglied der Petersburger Akademie zu werden. Immerhin hatten für ihn diese ehrenvolle Anträge im Gefolge, daß man ihm die Bezüge in Straßburg aufbesserte und die Mittel zu einer sich über die Jahre 1726 und 1727 erstreckenden Studienreise durch Frankreich und Italien bewilligte. Der Win-

ter 1727/28 führte ihn mit einem politischen Auftrag nach England, das Jahr 1731 als Reisebegleiter des Grafen Thurn nach Holland. 1738 besuchte er in einer größeren Rundfahrt mehrere deutsche Hochschulen und Fürstenhöfe, ein Umstand, der später in einem umfangreichen Briefwechsel des Gelehrten seinen sichtbaren Niederschlag fand.

Das Ansehen, das er innerhalb der Universität Straßburg genoß, erhellt aus der Tatsache, daß er elfmal das Dekanat seiner Fakultät und 1728 und 1736 das Rektorat der Hochschule innehatte. König Ludwig XV. ernannte Schöpflin im Jahre 1740 zum königlichen Rat und Historiographen von Frankreich. Nach dem Jahre 1751 trat Schöpflin den der „Eloquenz“ vorbehaltenen Teil seines Lehrstuhls an seinen Schüler Lorenz ab. Dafür schuf er durch seine mit damaligen Gegenwartsproblemen sich befassenden staatswissenschaftlichen Vorlesungen im Rahmen der Universität eine Art „Diplomatenschule“. Neben der bereits oben erwähnten Beteiligung an der Akademie der Wissenschaften in Mannheim, an deren beiden feierlichen Jahressitzungen er bis zu seinem Tode regelmäßig teilnahm und der er seinen Schüler Andreas Lamey als Leiter zur Verfügung stellte, regte er bei österreichischen Staatsmännern die Gründung einer Literarischen Gesellschaft in Brüssel an.

An dem feierlichen Fackelzug der Straßburger Studentenschaft zu Schöpflins fünfzigjährigem Professorenjubiläum im November 1770 beteiligte sich auch der junge Goethe, der des Gelehrten auch später kurz in „Dichtung und Wahrheit“ gedachte.

Am 7. August 1771 — einen Tag nach Goethes Promotion — schloß der berühmte Wissenschaftler die Augen für immer, nachdem er noch kurz vor seinem Tode eine Vorlesung über die europäischen Friedensverträge angekündigt hatte. Seine Kunstsammlung und seine über 11 000 Bände um-

fassende Bibliothek, die Schöpflin der Stadt und Universität Straßburg vermacht hatte, wurden rund 100 Jahre danach während des Deutsch-Französischen Krieges in der Nacht des 24. August 1870 ein Raub der Flammen.

Von den bedeutenderen geschichtlichen Veröffentlichungen Schöpflins erschienen die beiden Bände „Alsatia illustrata“ in den Jahren 1751 und 1761, während die beiden Ergänzungsbände „Alsatia diplomatica“ von seinem Schüler Lamey 1772 und 1775 herausgegeben wurden. Eine 1754 veröffent-

lichte Arbeit „Vindicae Celticae“ befaßte sich mit Altertümern keltischen Ursprungs, wogegen seine 1760 herausgekommene Schrift „Vindicae Typographicae“ der Tätigkeit Gutenbergs in Straßburg nachzuspüren versuchte. Auf Anraten des Markgrafen Karl Friedrich brachte Schöpflin 1763—1766 die bereits erwähnte „Historia Zaringo-Badensis“ in sieben Bänden bei Macklot in Karlsruhe heraus, von der die vier ersten Bände der geschichtlichen Darstellung, die drei letzten dagegen den zugehörigen Urkundenbelegen gewidmet sind.

Sommer

*Es wiegt das Korn sich, leise segnend rauschend,
Und eine Wolke zieht am blauen Himmel hin.
Ich weiß nicht, ob ich überhaupt noch bin!
Ach, meine Seele träumt, dem ew'gen Odem lauschend!*

*In stolzer Trauer dunkle Tannenwipfel ragen,
Und sanfte Hänge gold'ne Ährenfelder tragen,
Tief blaut der Himmel und es ruht die Welt.
Ein Glockenton schwebt einsam über fernen Matten.
In sich vergehen schnell die langen Schatten,
Und selbst des Waldes Dunkel scheint erhell't.*

Hans Heid

Franz Schächtelin aus Freiburg

Einer der bedeutendsten Äbte
des ehemaligen Klosters St. Blasien

Von Franz Hilger, Freiburg



Abt Franz II. (1680–1747)

Reproduktion eines Ölbildes in Oberried

Das vor über tausend Jahren gegründete Benediktinerkloster St. Blasien im Schwarzwald gehörte über Jahrhunderte zu den wohlhabendsten und einflußreichsten Klöstern des süddeutschen Raumes. Durch die Säkularisation zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde das bedeutende Stift im Albtal aufgehoben. In St. Paul in Kärnten fanden die Mönche eine neue Heimat.

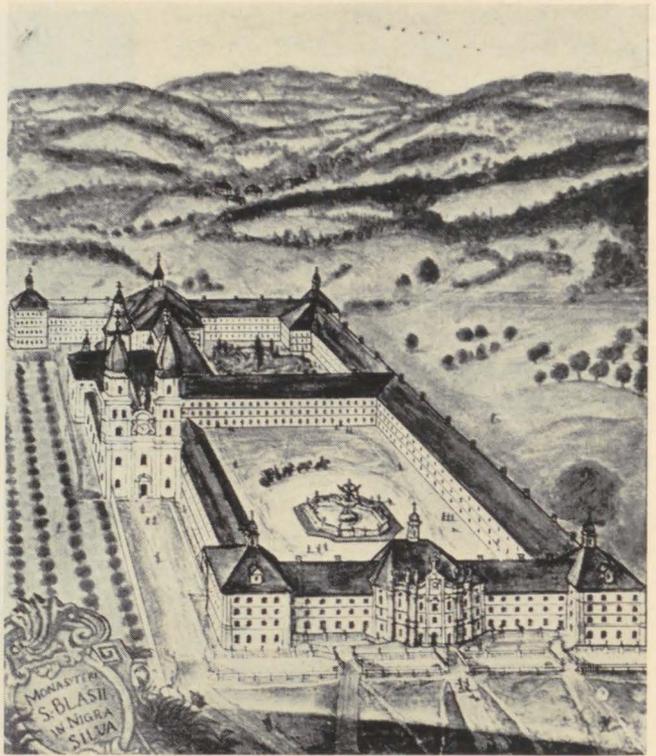
Zu einer der bekanntesten Äbte des Klosters zählte neben Fürstabt Martin Gerbert der im Jahre 1680 in Freiburg geborene Franz Schächtelin. Er war der Sohn des Ratsherrn Joh. Georg Schächtelin und der Maria Barbara geborene Brenzinger. (Die Mutter von Franz Schächtelin war eine Schwester von Maria Elisabeth Brenzinger, die mit dem Ratsherrn Johann Jakob Herrgott verheiratet war. Sie waren die Eltern von Pater Marquard Herrgott.)

Franz II, Schächtelin von Freiburg, wurde im Jahre 1727 zum Abt des Klosters St.

Blasien gewählt. Mit dieser Wahl war er auch zugleich Fürst der reichsunmittelbaren Grafschaft Bonndorf. Energisch setzte er sich gleich nach Amtseintritt für die Beilegung des Kampfes zwischen der Bauernschaft dieser Gegend und dem Kloster ein. Um dieser Auseinandersetzung, in dem die Waldleute mit unglaublicher Zähigkeit um ihr verbrieftes Recht kämpften, endlich ein Ende zu setzen, schickte der Abt seinen Vetter, Pater Marquard Herrgott, nach Wien, um dort am Kaiserlichen Hof sich für eine friedliche Lösung des sogenannten Salpeterkrieges einzusetzen. Dieses langandauernde Zerwürfnis führte endlich im Jahre 1738 zu einem Abkommen, wonach das Kloster gegen eine Loskaufsumme von 58 000 Gulden auf seine Leibrechte für immer verzichtete.

Nicht nur als gewandter Diplomat und manchmal auch als sehr umstrittener Landesfürst machte sich Franz Schächtelin einen

*Klosteranlage St. Blasien,
von Abt Franz II. erbaut*



Namen, sondern in erster Linie wegen seiner regen Bautätigkeit. Seine Vorgänger bemühten sich im Laufe der Jahrhunderte, das Kloster an der Alb zu erweitern und umzubauen. Franz II. ließ die alten Bauten Zug um Zug völlig abreißen und das Kloster nach einem völlig neuen Gesamtplan der Klosteranlagen wieder aufbauen. Noch heute, über zwei Jahrhunderte nach seinem Wirken, kann man das gewaltige Kloster mit seinem prachtvollen Portalbau bewundern. Im Jahre 1768 wurde das Münster und ein Teil des Klosters durch einen Großbrand vernichtet. Der damalige Abt des Klosters, Fürstabt Martin Gerbert, ließ das Kloster wieder aufbauen und unter seiner Leitung entstand als Mittelpunkt des Konvents eine der größten Kuppelkirchen Europas. Heute befindet sich in dem Klosterbau eine Schule der Gesellschaft Jesu.

Ein Konventuale des Klosters schreibt zu der Bautätigkeit des Abtes: „Nach dem Hochwürd. H. Franziskus, Abt des Gotteshauses St. Blasien in dem Ersten Jahr seiner glorwürdigen Regierung gleich Anfangs erwogen, waß for eine schlechte accomodation für die etwan sich ergebende Krankheit in dem Convent zu bereithet sey, haben Sie sich reiflich entschlossen ein besser und anständiger commodite und Infirmarium für die Kranke zu bauen zu lassen, zu dem Ende Hochdieselben einen Jesuiter Bruder, der das Collegium zu Freyburg gebauwen, allhero berufen und Ihm ersucht mit Beystand unseres P. Laurentius Gumpp einen Riß pro Infirmaria nova zu verfertigen, welches dann innert 3 Wochen geschehen, ist der Jesuiter Bruder wiederumb nachher Freyburg zurückgekehrt, Ihro Gnaden aber haben den verfertigten Riß bey sich behalten

und delibereert, wie solches ins werk zu stellen seye: Durante hac deliberatione ist den 27ten Octobri 1727 auf den abend allhier ankommen, H. von Beer, Baumeister von Konstanz, welcher das gebäu zu Rheinauw dermahlen fürte, und accidentalite hier in unserem Gotteshauß angekehrt hatt, der abends zu der Tafel absente gratioſo eingeladen worden . . .“

Ob in Wirklichkeit die fehlenden Krankenzimmer der Hauptgrund für die rege Bautätigkeit war, wird von den Chronisten angezweifelt. Es wird angenommen, daß Franz II. als Kloſtervorſteher des politisch bedeutendsten Kloſters am Oberrhein und des Bodenseegebietes nicht hinter den anderen Abteien, die diesen Entschluß schon lange gefaßt und auch durchgeführt hatten, zurückstehen wollte. So waren im 17. Jahrhundert neu erstanden: die Zisterzienserabtei Salem, die Benediktinerabtei Zwielfalten und Priorat Hofen (Friedrichshafen), im 18. Jahrhundert wurden erbaut: das Prämonſtratenſerkloſter Marchtal, das Benediktinerkloſter Einsiedeln sowie Otto-beuren, Wiblingen, Weißenau, Ettenheimmünſter, Katharinental und Münſterlingen.

Als Baumeister für dieses umfangreiche Projekt konnte Abt Franz einen Sohn des bekannten Baukünstlers Franz Beer, den erst 27jährigen Johann Michael Beer engagieren. Am 27. April 1728 begann der junge Baumeister mit 72 Maurern das alte Kloſtergebäude abzureißen, um dann das neue Bauwerk zu erstellen. Im Generallandesarchiv in Karlsruhe ſind noch Verträge und Pläne von dem für damalige Zeiten geradezu gewaltigen Projekt aufbewahrt, ein Projekt, das nicht nur den Kloſterbau, ſondern auch den Großteil der vielfältigen Nebengebäude, verschiedene Anlagen, die Verlegung des Steinabaches und eine Brücke über die Alb mit einschloß. Für die Ausgestaltung des Kloſters konnte Abt Franz viele bedeutende Künstler gewinnen. Es ſeien nur einige Namen genannt: die Maler Karl Stauder

aus Konstanz und Fr. Joseph Spiegler aus Karlsruhe, der Freiburger Bildhauer Christian Wenzinger, die Stukkateure Giovanni Battista, Dominikus Zimmermann und Hans Georg Gigell.

Im Jahre 1742 bezog der Abt das neue Hofgebäude. In der baugeschichtlichen Studie über das Kloſter St. Blasien ſchreibt Dr. Schmieder: „Der Bauherr Franz II. konnte mit Stolz auf sein Werk blicken, das er ungeachtet aller inneren Unruhen, der schweren Kämpfe mit den Salpeterern und ungeachtet des Krieges, in den Öſterreich verwickelt war, und zu dem auch St. Blasien Geld beisteuern mußte, zu Ende führte. Als Gesamtaufwand gibt Pater Wülberz 452 630 Gulden an, ohne die vom Kloſter geleisteten Fuhren und eigenen Arbeiten. Die Anerkennung der verdienstvollen Tätigkeit des Abtes blieb nicht aus. Karl VI. hatte ihn bereits 1733 zum Geheimen Rat und 1734 zu seinem Erb-Erz-Hofkaplan ernannt, Kaiser Franz I. erhob ihn zum Fürſten und übergab ihm den Vorſitz im Breisgauischen Prälatenſtande. 1740 wurde zu Ehren von Franz Schächtelin eine Medaille geſchaffen, auf der ein Bruſtbild des Abtes und die Anſicht des Kloſters zu ſehen ſind.

Noch während der Bautätigkeit in St. Blasien ließ er in Gurtweil bei Waldshut eine neue Kirche erbauen. Im Mai 1740 wurden die Bauverträge abgeſchloſſen. Franz Schächtelin war von 1708 bis 1711 als Seelſorger in Gurtweil tätig. Über dem Hauptaltar der Kirche in Gurtweil befindet ſich noch das Wappen des Abtes.

Die Kloſterfrauen in Berau, für die er einen überdachten Gang in ihrem Kloſtergarten bauen ließ, ſchickten ihm alljährlich Faſtnachtsküchle.

Für die Superiorin der Urselinerinnen in Freiburg, Euphemia Dorer (1667—1752) war der Abt ein Berater und Freund. Zur Feier der goldenen Profeß von Mutter Euphemia kam der Abt in ſeine Heimatſtadt, um dort den Feſtgottesdienſt zu hal-



Aloys Henhöfer (1789–1862)

Aloys Henhöfer

Der Erweckungsprediger aus dem Albtal

Von Hans Leopold Zollner, Ettlingen

Am 5. Dezember 1862 starb in der Hardtgemeinde Spöck der evangelische Pfarrer Aloys Henhöfer, damals als Erweckungsprediger weit über die Grenzen Badens hinaus bekannt, heute noch „als mutiger Bekenner und Prediger des lauterer Evangeliums“ gerühmt und ob seiner Impulse für die christliche Liebestätigkeit, wie sie jetzt in der Inneren Mission gepflegt wird, unvergessen. Vergessen, zumindest kaum bekannt aber ist er noch immer in seiner Heimat, im Albgau. Vielleicht, weil der Sohn katholischer Eltern, der einstige katholische Priester aus seiner Kirche ausgeschlossen und evangelischer Geistlicher wurde. Dennoch: im Zeichen der Einheit der Christen soll und darf wieder von ihm gesprochen werden. Von seinem Wirken und seinem Leiden und von seinem Leben, das am 11. Juli 1789 in Völkersbach begann.

Sein Vater, Hans Henhöfer, war Bauer, „ein schlichter, gottesfürchtiger Mann, doch ohne weitere Erkenntnis“. Anders seine Mutter Theresia, geb. Axtmann. Sie war ob ihres religiösen Eifers, in den sich ein wenig Schwärmerei mischte, bereits den Ettlinger Jesuiten aufgefallen, die damals im

Frauenalber Klostergebiet eine Mission abhielten, und es schmerzte Theresia lange, daß sie nicht ins Kloster hatte eintreten dürfen. Dafür sollte nun ihr viertes Kind, das der alte Ortspfarrer Lehr — er war zugleich Pate des Knaben — auf den Namen Aloysius getauft hatte, Geistlicher werden. Das gelobte sie auf vielen Wallfahrten nach Moosbronn — und ihr Wunsch ging in Erfüllung.

Hilfe und Unterstützung fand Mutter Henhöfer bei Lehrs Nachfolger, dem jungen Pfarrer Joseph Anton Beyerle. Er sorgte dafür, daß Aloys die Schule in Rastatt besuchte. Das Rastatter Kollegium der Piaristen erlebte um diese Zeit seine Umwandlung in eine mehr oder weniger säkularisierte Anstalt, was freilich den Völkersbacher Bauernbuben wenig berührt haben dürfte. Er mußte um Stipendien betteln, Kosttage bei freundlichen Menschen erbiten und war vermutlich überglücklich, als er dem Sohn des Rastatter Obervogts Josef Benedikt Spinner Nachhilfestunden erteilen und ein paar Kreuzer verdienen konnte.

Im Jahre 1811 bezog Henhöfer die Universität Freiburg mit einem zufriedenstel-

lenden Zeugnis, das vermerkt, er habe sich in der französischen Sprache unter allen Schülern am ehrenvollsten ausgezeichnet. Aber auch mit der Beurteilung, er könne „bei seiner Auffassung des Mannichfaltigen, das er nicht verdaut und zur Einheit bringt . . . leicht ein literarischer Aventurier werden.“

Ein „literarischer Aventurier“ ist Henhöfer nie geworden. Er blieb in Freiburg, „der Pflanzschule der Aufklärung“, ein braver Theologiestudent, nahm nichts an vom deutsch-katholischen Fürstprimas Karl Theodor von Dalberg, der ihm die niederen Weihen erteilte, nichts von der antirömischen Tendenz des Bistumsverwerfers von Wessenberg, den er im Meersburger Priesterseminar kennenlernte. 1815 wurde er bevorzugt zum Priester geweiht und wurde sofort — Pfarrer Beyerle hatte es seinem Schützling aus Völkersbach vermittelt — Hofmeister bei den Kindern des Reichsfreiherrn Julius von Gemmingen auf Schloß Steinegg im Würmtal, zwei Jahre darauf Pfarrer der Gemmingschen Pfarrei zu Mühlhausen.

Dort erst wurde aus Aloys Henhöfer ein Abenteurer. Er wagte nämlich das Abenteuer des eigenen, selbstgewählten Weges zu seinem Gott!

Es hob an im Hause des Barons von Gemmingen, wo er die Schriften des gleich ihm katholischen Priesters Martin Boos, der Mystiker des 16. und 17. Jahrhunderts, aber auch die Kreise des schwäbischen Pietismus kennenlernte. Aus den Zusammenkünften der „Ständler“ im reichsfreiherrlichen Schloß schlug Henhöfer eine Welle urchristlicher Erlösungssehnsucht und brüderlicher Glaubensgemeinschaft entgegen, die freilich im schroffen Gegensatz zur zeitgemäßen aufklärerischen Theologie beider Bekenntnisse stand und in Pfarrer Henhöfer, der sich bei der Seelsorge in Mühlhausen mit bloßen Moralpredigten vergeblich Mühe gab, allmählich jenen überkonfessionellen Geist weckte, der ihn notgedrungen seinen geist-

lichen Oberen verdächtig machen mußte. Dies um so mehr, als er nun dazu übergang, seinen Bauern bibelnah von Buße und Glaube, Gottesliebe und Wiedergeburt in Christo zu predigen.

Die Erweckungsbewegung begann, die Mühlhausener Kirche füllte sich von Sonntag zu Sonntag mehr und mehr. Auch Fremde erschienen zu den Gottesdiensten. Nun war für Henhöfers geistliche Behörde in Bruchsal das Maß voll. Die Anklageschrift zwar wies er Punkt für Punkt zurück, doch das bischöfliche Vikariat lud ihn zum Verhör. Als er bekannte, daß seiner Ansicht nach nur der Heilige Geist, „der einzig unfehlbar ist, niemals durch Leute, die ihn nicht haben, unfehlbare Beschlüsse abfassen könne“, exkommunizierte ihn seine Kirche. Sicher mit Bedauern, doch mit der dogmatisch klaren Begründung, daß „man mit solchen Grundsätzen weder katholischer Christ, geschweige denn katholischer Seelsorger sein könne“.

Henhöfer war kein Abtrünniger aus Prinzip, und der Ausschluß traf ihn hart. Daß mit ihm die Familie des Barons von Gemmingen und 40 Hausväter seiner Gemeinde mit Weib und Kind den evangelischen Glauben annehmen, war ihm kein Trost. „Ich wollte nicht so weit“, klagte er in tiefster seelischer Not; denn ihm, dem Mystiker und „Mühlhausener Separatisten“, stand auch die rationalistische evangelische Landeskirche mißtrauisch gegenüber, und wenn es dafür des Beweises bedarf, ist er in jenem Brief zu finden, in dem der Prälat Johann Peter Hebel von einer Pfingstpredigt Henhöfers in der Ruppurrer Kirche Anno 1823 berichtet:

„Das Kirchlein war wenig voll. Kaum 20 Personen von hier. Doch kam unerwartet der Großherzog (Ludwig) ganz allein und setzte sich unter uns Volk. — Die Predigt war frisch von der Kanzel weg geboren, reich an Bildern und Steckversen . . . tief, populär, ans Gemeine streifend, hart ortho-

dox, etwas wenig pietistisch gefärbt, stark ansprechend, die Aktion sehr lebhaft und mit viel Schnupftuch. Sie schien mehreren Zuhörern nicht zu mißfallen, anderen sehr. Auf das Volk wirkte er stark. Noch ist über seine Anstellung nichts entschieden.“

Als über Henhöfers Anstellung entschieden, er allerdings von seinen Pfarrkindern in Mühlhausen getrennt und in Graben, endlich in Spöck angestellt war, wirkte der Erweckungsprediger erst recht stark auf das Volk. Seltsamerweise auch auf den Landesherrn, der sich sonst nicht rühmlich in die badische Geschichte eingeschrieben hat. Immer wieder nahm Großherzog Ludwig den „argen“ Dorfpfarrer in Schutz: gegen Anklagen der katholischen Kirchensektion, gegen die evangelische Kirchensektion, gegen den Dekan und gegen eifernde Amtsbrüder; einmal bestellte er gar Henhöfer kurzerhand auf die Kanzel und bemerkte hinterher: „Gelehrt predigt er nicht, aber es geht einem ans Herz!“

Der Bemerkung des Großherzogs wäre nichts hinzuzufügen, denn theologische und konfessionelle Erörterungen sind nicht Sache einer biographischen Skizze. Es genügt also, hier vollends den Lebenslauf des Aloys Henhöfer, Pfarrer von Spöck und ab 1856 sogar Doktor der Theologie, zu erzählen.

Er blieb Landpfarrer in Spöck, predigte und tat sein geistliches Tagewerk in Schule und Pfarrhaus, wo es seit 1828 auch eine Pfarrersfrau gab, eine Durlacherin namens Luise Daler. Er hatte seine Freunde, darunter einflußreiche und angesehene Männer wie den Oberbaudirektor Weinbrenner, den Kirchenrat Sander, den englischen Doktor Pinkerton, den Seminardirektor Stern aus Karlsruhe, der zugleich Mithelfer Wicherns

war und mit ihm den „Verein für innere Mission Augsburgischen Bekenntnisses“ in Baden ins Leben rief. Aber er hatte auch Feinde, Hasser und Verfolger in Fülle. Vor allem jedoch hatte er — „ein Kind in seinem Gemüt, ein Gotteskind“ — unzählige Menschen in seiner Gefolgschaft, die Henhöfers Predigten nicht als Wort nahmen, sondern als Aufruf zur Tat: die die beiden großen Diakonissenhäuser bauten in Karlsruhe und Nonnenweier, die Kinderschulen, die Rettungs- und Waisenhäuser, die am 5. Dezember 1863 einen guten Hirten verloren, trotz der Irrwege, die jener gegangen sein mochte, die ihn als Vorbild in ihren Seelen behielten.

Denn Aloys Henhöfer war einen guten Weg gegangen, bei dem die Liebe zu Gott und den Menschen der Leitstern war; nicht die Vernunft und die Gelehrsamkeit. So war aus dem Völkersbacher Bauernbuben und abgefallenen Priester der katholischen Kirche vielleicht doch mehr noch als ein „Aventurier“ geworden, nämlich ein schlichter Diener am Wort, der mit prophetischer Kraft in der rationalistischen Landeskirche Johann Peter Hebels gewirkt hatte und so zum Führer der badischen Orthodoxie geworden war. „Dies aber erinnert an Martin Luther“, meinte der Historiker Franz Schnabel in seinem Werk „Deutsche Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts“, „mag der Abstand zwischen dem genialen Menschen und dem Epigonen auch noch so gewaltig sein. Nachdem sie die Revolution gemacht hatten, die sie gerade für richtig und notwendig erachtet hatten, standen sie dann für alle Zeiten auf der Seite der Autorität und bekämpften alles, was ihnen als menschliche Willkür erschien . . .“

Georg von Reichenbach

Techniker und Wissenschaftler —
Durlachs größter Sohn

Von Engelbert Strobel, Karlsruhe



Georg von Reichenbach (1771–1826)

Man könnte es als einen Zufall bezeichnen, daß der bekannte Georg von Reichenbach am 24. August 1771 als Sohn des Schlossermeisters Johann Friedrich Reichenbach gerade in der alten Markgrafenstadt Durlach geboren wurde. Schon im folgenden Jahre nämlich zog die Familie nach Mannheim, wo der Vater Reichenbachs als Oberstückbohrmeister und Leiter der mechanischen Werkstätte des Militärzeughauses wieder in kurpfälzische Dienste eintrat, in denen schon der Großvater als Schlosser an der Münze in Mannheim gestanden hatte.

Doch nicht nur der Geburtsort allein verband Georg von Reichenbach mit unserer

engeren Heimat, sondern auch die Tatsache, daß seine Mutter Helene Elisabeth geb. Pfetsch, als Tochter eines Steinmetzmeisters aus Hohenwettersbach stammte, einer Gemeinde, die in jüngster Zeit nach Karlsruhe eingemeindet wurde. Für die schulische und berufliche Ausbildung des jungen Georg allerdings erwies sich der Ortswechsel nur von großem Vorteil. Nach dem Besuch der Mannheimer Volksschule trat er im Jahre 1786 in die dortige Militärakademie für angehende Artillerie- und Ingenieuroffiziere ein, der er vier Jahre angehörte. Der technisch sehr begabte und rasch aufnahmefähige Jüngling erlernte gleichzeitig unter

der Anleitung seines Vaters die Geschützgießerei, befaßte sich mit mathematischen und — mit Hilfe der Instrumente der Mannheimer Sternwarte — auch mit astronomischen Studien.

Als sichtbaren Erfolg seiner Begabung und seines Lerneifers gelang ihm 1789/90 die Konstruktion eines Spiegelsextanten mit selbstangefertigter Kreiseinteilungsmaschine. Graf Rumford, ein Berater des Kurfürsten Karl Theodor, ermöglichte dem talentierten jungen Mann in den Jahren 1791 bis 1793 eine Englandreise, auf der er sich bei James Watt in Soho mit dem Bau der Dampfmaschine vertraut machte und außerdem durch die Besichtigung von Eisengießereien und Sternwarten seine Kenntnisse wesentlich erweiterte. 1793 in die Heimat zurückgekehrt, arbeitete er, inzwischen zum Artillerieoffizier befördert, mit seinem Vater zusammen zunächst in Mannheim und dann seit 1796 in München im Zeughaus. Im Jahre 1800 erhielt er das Hauptmannspatent und beaufsichtigte im Auftrag seiner vorgesetzten Behörde die Einrichtung einer Gewehrfabrik in Amberg. Zusammen mit dem talentierten Uhrmacher Josef Liebherr gründete er bald darauf in München eine mechanisch-mathematische Werkstätte, in der er sich vorwiegend der Herstellung und Verbesserung von geodätischen und astronomischen Geräten widmete. 1804 wurde diese Werkstätte nach dem Eintritt des Geheimen Rats und Großindustriellen von Utzschneider zu einem mechanischen Institut erweitert, dem schließlich nach dem weiteren Zugang des später weltbekannt gewordenen Optikers und nachmaligen Physikprofessors Joseph von Fraunhofer im Jahre 1809 eine eigene optische Abteilung in Benediktbeuren angegliedert wurde. Das Unternehmen erfreute sich eines so großen Rufes, daß damals die meisten Sternwarten des europäischen Kontinents ihre Instrumente in München anfertigen ließen.

Als 1807 von Utzschneider mit der Oberleitung der bayerischen Staatssalinen beauftragt wurde, wurde im folgenden Jahr sein Mitarbeiter Reichenbach zum Salinenrat ernannt. In dieser Eigenschaft erbaute Reichenbach zunächst — unter Verwendung der von ihm konstruierten Wassersäulenmaschinen — eine 1810 eröffnete Solenleitung von Reichenhall nach Rosenheim. Als Belohnung und Anerkennung erhielt er 1811 von König Maximilian I. von Bayern das Ritterkreuz des Zivilverdienstkreuzes mit dem persönlichen Adel. Um nun seinen stark erweiterten Aufgaben nachkommen zu können, nahm Reichenbach im gleichen Jahre seinen Abschied vom Militärdienst. Nach Vollendung der von 1815 bis 1817 erbauten Soleleitung Reichenhall — Berchtesgaden erkannte ihm der gleiche Landesfürst eine lebenslängliche Rente von 1200 Gulden und im Jahre 1818 ein einmaliges Geschenk von 10 000 Gulden zu.

Über Arbeitsmangel konnte sich weiterhin der geadelte Techniker nicht beklagen. In den Städten München und Augsburg wurden mit Hilfe seines Instituts je ein Wasserwerk errichtet. Das Polytechnische Institut in Wien bediente sich 1819 gleichfalls der großen Sachkenntnis Reichenbachs bei der Einrichtung einer Werkstätte für mathematische Instrumente. Ein Jahr später wurde er neben seiner bisherigen Tätigkeit als erster Berg- und Salinenrat auch zum Direktor des Zentralbüros für Straßen- und Wasserbau befördert.

Der Schaffenskraft und Vitalität des unermüdlichen Mannes schienen von Natur aus keine Grenzen gesetzt. Da brachte ein unglücklicher Sturz bei der Besichtigung eines seiner Werke dem Schöpfer der deutschen technisch-wissenschaftlichen Mechanik eine zwei Jahre dauernde Erkrankung ein, als deren verhängnisvolle Folge ein Schlag-

anfall am 21. Mai 1826 seinem Leben ein vorzeitiges Ende setzte.

Seine rastlose Tätigkeit, erfüllt mit stetigen neuen technischen Einfällen, gab Georg von Reichenbach nur wenig Zeit zu größeren wissenschaftlichen Veröffentlichungen, so daß aus seiner Feder nur verhältnismäßig wenige Abhandlungen überliefert sind. Um so größer ist die Zahl der nach seinem Tode über ihn erschienenen Aufsätze und Werke. Als bemerkenswert sei hierbei erwähnt, daß die erste einigermaßen wissenschaftlich

brauchbare Lebensbeschreibung und Würdigung von Reichenbachs von M. Wacker in der Programmbeilage des damaligen Pro- und Realgymnasiums Durlach erschienen ist. Im heutigen Stadtteil Karlsruhe-Durlach erinnert der Name einer Straße an den bedeutenden Mann. Auch in Bayern hatte man ihn nicht vergessen. König Ludwig I. von Bayern ließ im Jahre 1826 zum Gedächtnis Reichenbachs und des nur wenige Wochen später in den besten Mannesjahren verstorbenen Fraunhofer eine besondere Erinnerungsmünze prägen.

Altäre Gottes

*Majestätisch ragen die Altäre Gottes
überm engen Tal im weiten Raum.
Jenseits jedes blinden Hasses, Neides, Spottes
träumen einsam sie den eignen Traum.*

*Und in ihren reinen, schicksallosen Sphären
küßt sie sanft der unsichtbare Wind,
singt ein Lied von wundersamen ewgen
Mären
von dem herrlich schönen Gotteskind.*

*Ach hörten alle Menschen doch das Rufen,
das tief hinab von hohen Gipfeln tönt,
und eilten hin zu jenen steilen Stufen,
in tiefster Seele mit sich ausgesöhnt.*

*Die Berge Gottes sind Altäre.
Oh Mensch, sie laden still dich ein.
Du kannst auf ihnen ohne Erdschwere
ein Gast in einer bessern Heimat sein.*

K. E. Schwert



Karl Friedrich Drollinger (1688–1742)

Kupferstich von G. D. Heumann nach einem Gemälde von D. R. Huber

Wenn zu Beginn des vorigen Jahrhunderts von bedeutenden Persönlichkeiten die Rede war, die in Durlach geboren wurden, so tauchten immer wieder vor allem zwei Namen auf: Ernst Ludwig Posselt und Karl Friedrich Drollinger. Sigmund Friedrich Gehres, der Verfasser der kleinen Chronik von Durlach, nannte im Vorwort zum zweiten Band seines Werkes den Geschichtsschreiber Posselt etwas überschwenglich den „Livius der Deutschen“; Tatsache aber ist, daß Posselt um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert zu den angesehensten Vertretern der deutschen Geschichtswissenschaft gehörte.

Fast der gleichen, wenn nicht noch größeren Anerkennung erfreute sich Karl Friedrich Drollinger, dem sein erster Biograph, Schüler und Freund, der Basler Johann Ja-

Karl Friedrich Drollinger

Archivar, Rechtsgelehrter und Dichter

Von Engelbert Strobel, Karlsruhe

kob Spreng, das Attribut eines „helvetischen Opitz“ verlieh. Drollinger war ein echtes Kind seiner Zeit. In selten glücklichem Maße besaß er neben gründlichen juristischen Sachkenntnissen eine Vielseitigkeit der Interessen auf sonstigem wissenschaftlichem, künstlerischem und literarischem Gebiete, die selbst unter den Gelehrten der ersten Hälfte des „enzyklopädischen“ 18. Jahrhunderts eine Ausnahme darstellte.

Geboren wurde Karl Friedrich Drollinger am 26. Dezember 1688 in Durlach als Sohn des markgräflichen Rechnungsrates Johann Martin Drollinger und dessen Ehefrau Katharina Sibylla geb Müller. Die Mutter, zum zweiten Male verheiratet, brachte aus der ersten Ehe einen Sohn — Johann Jakob Bader — mit, der später als Hofrat und Geh. Sekretär in der baden-durlachischen

Verwaltung tätig war. Von den beiden jüngeren Brüdern Drollingers, Karl Wilhelm und Karl Ludwig, trat erstgenannter im Jahre 1751 als markgräflicher Rechnungsrat in den Ruhestand.

Bereits wenige Monate nach der Geburt des jungen Erdenbürgers waren die Eltern durch die fast völlige Einäscherung Durlachs im August 1689 gezwungen, nach Verlust des größten Teiles ihrer Habe die Stadt zu verlassen. Die markgräfliche Regierung übertrug dem Vater Drollingers die Stelle eines Burgvogtes der Herrschaft Badenweiler zu Müllheim, wo dieser bis zu seinem Tode am 16. Februar 1718 verblieb. Dem aufgeweckten und geistig regsamen Jungen ließen die Eltern durch Privatlehrer und ortsansässige Geistliche eine gründliche Schulbildung vermitteln, so daß er bereits im Jahre 1703 die Universität Basel aufsuchen konnte. Unter Anleitung des bekannten Rechtsgelehrten Johann Battier wandte sich Drollinger vorwiegend dem Studium der Rechte zu, versäumte es aber nebenbei nicht, zur Vervollständigung seiner Allgemeinbildung sich auch mit neueren Sprachen (z. B. Französisch und Italienisch), mit Geschichte, Philosophie, Naturwissenschaft und Mathematik zu befassen. Als Abschluß seiner akademischen Ausbildung erwarb er sich im Jahre 1710 an der juristischen Fakultät der Basler Universität mit einer staatsrechtlichen Dissertation die Würde eines Doktors beider Rechte.

Der damalige baden-durlachische Landesfürst Karl Wilhelm hatte von den außerordentlichen Geisteszügen des Lizentiaten bereits erfahren, und so war es nicht weiter verwunderlich, daß er den jungen Drollinger unterm 15. April 1711 zum Registrator des markgräflichen Archivs in Basel ernannte. Der Geheime Registrator Brodthagen erhielt die Anweisung, den Neuernannten in sein Amt einzuführen. Eine gewaltige Arbeitslast erwartete ihn hier. Das Archiv war vorher vom Jahre 1565, dem Jahre der Ver-

legung der Residenz von Pforzheim nach Durlach, bis zum Jahre 1689 in der Karlsburg in Durlach untergebracht. Lediglich während des Dreißigjährigen Krieges hatte man seine wertvollsten Teile vorübergehend in Straßburg geborgen. Als nun 1689 mit der Stadt Durlach auch die Karlsburg ein Raub der Flammen wurde, fielen nicht nur ein Teil der Urkunden, sondern auch nahezu alle Akten der markgräflichen Zentralbehörden der Vernichtung anheim. Der Rest wurde nun zusammen mit den verbliebenen Beständen der Bibliothek und der Kunst- und Münzensammlung nach Basel an den von den durlachischen Landesfürsten dort unterhaltenen markgräflichen Hof gerettet. Hier lag noch alles mehr oder weniger wild durcheinander. In mühevoller und entsagungreicher Arbeit machte sich Drollinger an die Ordnung der geretteten Bestände. Ein von ihm angefertigtes Sachwörterbuch (Glossarium), das später mit anderem handschriftlichen Nachlaß Drollingers durch Kauf an die markgräfliche Regierung überging und sich heute noch teilweise im Besitz des Badischen Generallandesarchivs befindet, erläuterte schwer verständliche Fachausdrücke der Akten. Ein von ihm entworfener Registraturplan regelte die Frage der Aktenablieferung durch die Behörden.

Eingehende rechtsgeschichtliche Studien der vorhandenen Unterlagen durch Drollinger ermöglichten es der markgräflichen Regierung, verschiedentlich strittige Rechtsansprüche gegenüber den Nachbarn durchzusetzen. Sein hervorragendes juristisches Wissen veranlaßte sowohl die städtischen Behörden wie auch die Universität in Basel, mehrfach seinen Rat einzuholen. Selbst Markgraf Karl Wilhelm ließ 1736 in Vorahnung seines baldigen Todes durch Drollinger den Entwurf zu einem Testament herstellen.

Erwähnt sei bei dieser Gelegenheit, daß das baden-durlachische Archiv übrigens erst 1777 in Rastatt mit dem der Markgraf-

schaft Baden-Baden vereinigt und später nach Karlsruhe verlegt wurde.

Beachtlich waren auch die geschichtlichen Kenntnisse Drollingers. Seine Vorarbeiten für eine Geschichte des fürstlichen badischen Hauses kamen zwar nicht über die Anfänge hinaus, jedoch trug hieran ein gerüttelt Maß Schuld der Geheimrat als oberste Regierungsbehörde, weil er im Jahre 1730 Drollingers Antrag ablehnte, sich einige Tage in der Woche ausschließlich historischen Arbeiten widmen zu dürfen. Immerhin haben Schöpflin und wohl auch Sachs die Drollingerschen handschriftlichen Auszüge mit Erfolg zur Fertigstellung ihrer bekannten Geschichtswerke herangezogen. Im Auftrag des Markgrafen beteiligte sich Drollinger an dem Basler „Historischen und Geographischen Allgemeinen Lexikon“ von Jakob Christoph Iselin, das 1729 und später herausgegeben und 1742—1744 von Jakob Christoph Beck und August Johann Buxtorf ergänzt wurde. Sämtliche Herausgeber waren mit Drollinger befreundet. Für dieses Lexikon lieferte er diesbezügliche historische Beiträge aus dem Bereich der badischen Nachbarschaft Basels. Mit auf die Initiative Drollingers ging es zurück, daß 1736 in Basel für sein Archiv ein eigenes Gebäude bei dem neuen markgräflichen Hof errichtet wurde.

Solcher Regsamkeit blieb auch die äußere Anerkennung nicht versagt. Knapp zwei Jahre nach seinem Dienstantritt verlieh ihm die markgräfliche Regierung im Frühjahr 1713 den Titel und Rang eines Sekretärs. Unterm 18. Januar 1722 gab Markgraf Karl Wilhelm seine mit Wirkung vom 20. August 1720 erfolgte Beförderung zum Hofrat bekannt. Den der Tätigkeit entsprechenden Titel eines Archivars erhielt er am 10. Januar 1727 mit der Geltungsdauer seit dem 29. August 1726. Als im Jahre 1733 Markgraf und Regierung vorübergehend wieder einmal nach Basel geflüchtet waren, erhielt Drollinger in der Regierung Sitz und Stim-

me. Auf die anfangs 1727 angetragene Stelle eines Lehenpropstes verzichtete er zugunsten eines Freundes; auch eine Beförderung zum Geheimen Hofrat schlug er aus.

Weit bekannter als der Jurist und Historiker war in den gebildeten Kreisen Deutschlands und der Schweiz des 18. Jahrhunderts der Dichter Drollinger. Diese Feststellung trifft allerdings in der Hauptsache erst auf den Zeitpunkt nach seinem Tode zu, da Drollinger in persönlicher Bescheidenheit es abgelehnt hatte, daß während seiner Lebenszeit Gedichte von ihm in Druck erschienen. Es blieb seinem Freunde und Schüler Johann Jakob Spreng vorbehalten, im Jahre 1743 — ein Jahr nach dem Tode Drollingers — dessen Gedichte in Basel herauszugeben. Spreng, von Haus aus Theologe, hatte gerade den außerordentlichen Lehrstuhl der deutschen Beredsamkeit und Poesie an der Universität Basel angetreten und hielt als Einführung am 4. Juni 1743 eine Gedächtnisrede auf Drollinger, die gleichfalls in dem erwähnten Gedichtband abgedruckt wurde. Zwei Jahre danach erfuhr der Band eine Neuauflage bei Franz Varrentrapp in Frankfurt am Main, ein Umstand, dem es später wohl der junge Goethe verdankte, daß er in der Bibliothek seines Vaters auch die Gedichte Drollingers vorfand und las.

Gehres vermittelt uns in seiner erwähnten Durlacher Chronik einen Einblick, inwieweit im 18. Jahrhundert und um die folgende Jahrhundertwende das Leben und das poetische Wirken Drollingers Eingang in die Literatur gefunden hatten. Selbst noch im 19. Jahrhundert zollten anerkannte Literaturhistoriker wie Georg Gottfried Gervinus, Wilhelm Wackernagel und Hermann Hettner dem dichterischen Schaffen des baden-durlachischen Archivars ihre Anerkennung. Wackernagel widmete u. a. seine in Druck erschienene Ansprache aus Anlaß des Rektoratsantritts an der Universität Basel am 4. November 1841 dem Gedenken unseres Dichters Drollinger. Auch in unserem

Jahrhundert gab der leider zu früh verstorbene einheimische Literaturhistoriker Wilhelm Engelbert Oeftering in dem ersten Bande seiner „Geschichte der Literatur in Baden“ Drollinger einen ehrenvollen Platz. Eine in der Inflationszeit (1923) entstandene Münchener philosophische Dissertation von Karl Rosenfelder mit dem Titel: „Karl Friedrich Drollinger — ein Beitrag zur Literaturgeschichte um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts“ teilte das Geschick der meisten damaligen Doktorarbeiten, nicht über den maschinenschriftlichen Zustand hinauszukommen.

Die zünftigen Literaturhistoriker reihten den Dichter Drollinger als Mittelglied zwischen dem Hamburger Barthold Heinrich Brockes und den Schweizer Albrecht von Haller ein. Karl Rosenfelder, der Verfasser der erwähnten Dissertation, sagte von Drollinger, daß er weniger ein rein selbstschöpferischer Dichter war, als vielmehr das Talent besaß, die literarischen Strömungen seiner Zeit vorteilhaft auszunutzen. Er hatte — nach Ansicht Rosenfelders — die Fähigkeit, dabei in seinen Dichtungen Wertvolleres zu geben als die durchschnittlichen Vielschreiber jener Zeit. In seinen jungen Jahren stand Drollinger als Dichter noch unter dem Einfluß der schwülstigen Barockdichtung der Schlesier Hofmannswaldau und Lohenstein, von denen er sich aber, veranlaßt durch die Dichtungen von Besser und Cagnitz, wieder lossagte.

Gleich Brockes kehrte sich Drollinger von den Franzosen und ihrem zwölffüßigen Alexandriner ab und dem englischen Blankvers zu. Noch nachträglich erlernte er im Selbststudium die englische Sprache mit solchem Erfolg, daß er die Abhandlung des Engländers Alexander Pope „Versuch von den Eigenschaften eines Kunstrichters“ ins Deutsche übertragen konnte. Für seine Ode „Lob der Gottheit“ wurde Drollinger 1733 von Gottsched, der damals die deutsche Literatur beherrschte, in die Deutsche Gesellschaft in

Leipzig aufgenommen. Auch mit dem bekannten Schweizer Dichter Bodmer verbanden den baden-durlachischen Hofrat enge Beziehungen. An dem damals Aufsehen erregenden Literaturstreit der beiden Züricher Bodmer und Breitinger mit Gottsched nahm Drollinger — wenigstens vor der Öffentlichkeit — aber nicht teil. In der Dichtung des frühen 18. Jahrhunderts nimmt also Drollinger eine beachtliche Stellung ein. In seiner Psalmendichtung kann er sogar als ein — allerdings bescheidener — Vorläufer Klopstocks angesehen werden.

Auch zu den Vertretern anderer Künste hatte Drollinger gute Verbindung. So war er z. B. mit dem Basler Ratsherrn und Maler Johann Rud. Huber befreundet, der von ihm im Auftrag der Stadt Basel ein Porträt anfertigte, das dann G. D. Heumann in Kupfer stach (vgl. unsere Abbildung). Das Gemälde von Huber wurde in dem Leseaal des Stadtarchivs zu Basel aufgehängt. Weiterhin hatte Karl Friedrich Drollinger als Numismatiker einen bedeutenden Ruf. Von über fünftausend Münzen fertigte er mit eigener Hand Gipsabdrücke an. Sein vorzeitiger Tod verhinderte die geplante Herausgabe eines Werkes „Von der Nutzbarkeit und Kännntnis der neueren Münzen und Schaustücke“. Die wissenschaftliche und künstlerische Vielseitigkeit Drollingers war so groß, daß mancher Gelehrte und Künstler hauptsächlich deshalb nach Basel kam, um mit ihm in persönlichen Meinungsaustausch zu treten. Beachtlich waren auch seine naturwissenschaftlichen und botanischen Kenntnisse. Die Vorliebe für die Blumenzucht teilte er mit seinem Landesfürsten Karl Wilhelm.

Zeit seines Lebens war Drollinger von einem häufig auftretenden Kopfschmerz geplagt, der im Laufe der Jahre an Heftigkeit zunahm. Bereits seit Ende der 30er Jahre des 18. Jahrhunderts hatte er im Gefühl, daß seine Tage gezählt seien. Am Morgen des

1. Juni 1742 wurde er, von einem kurzen Spaziergang in seinem Garten zurückgekehrt, um 9 Uhr — nach Angaben seiner Zeitgenossen — von einem „Steckfluß“ befallen, dem er ungefähr anderthalb Stunden später erlag. Unter großer Anteilnahme der Behörden — darunter über 50 Ratsherren — und der Bevölkerung von Basel wurde Karl Friedrich Drollinger am 4. Juni 1742 zu Grabe getragen. Die Leichenpredigt in der

Pfarrkirche St. Peter zu Basel von Johann Jakob Bruckner erschien noch im gleichen Jahre bei Samuel Auguste de la Carriere in Lörrach im Druck.

Mit Karl Friedrich Drollinger, der unvermählt geblieben war, schied nicht nur ein großer Gelehrter und aufrichtiger Kunstfreund, sondern auch ein edler Mensch, dessen Mildtätigkeit allgemein rühmend hervorgehoben wurde, aus dieser Welt.

Erntetag im Schwarzwald

*Hochsommer ist's. Das Tal erwacht
aus sternenreicher, schwüler Nacht.
Schon weckt mich Motorenschlag:
denk denk, denk denk, 's ist Erntetag!
Das pfeift und stampft ins Morgenrot.
Hört ihr, ihr Halme, was euch droht?
Die Halme stehen stumm und bang,
der Traktor rollt den Weg entlang.
Sein Messer klirrt, es bebt das Meer,
und alle fallen segenschwer.
Ich aber wünsch, den Halmen gleich,
im Tod zu sein, so reif und reich.*

Richard Gäng

Franz Freiherr von Roggenbach

Nationalliberaler Politiker
und badischer Außenminister

Von Engelbert Strobel, Karlsruhe



Franz Freiherr v. Roggenbach (1825 – 1907)

Franz Freiherr von Roggenbach gehörte zu den Männern, die dank ihrer persönlichen Beziehungen am politischen Geschehen ihrer Zeit einflußreichen Anteil nahmen, obwohl sie selbst nur vorübergehend eine führende staatliche Stellung bekleideten. Neben einer größeren Anzahl freundschaftlicher Bindungen, vorwiegend aus der Studienzeit, war es vor allem seine enge Fühlungnahme mit verschiedenen fürstlichen Personen, wie der späteren deutschen Kaiserin Augusta, Gemahlin Wilhelms I., dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, dem badischen Großherzogspaar Friedrich I. und Luise und dem Fürstenhaus zu Wied, die hierzu Wesentliches beitrug. Rechnete man doch sogar in gewissen Kreisen, die dem Kronprinzen nahe standen, mit der Möglichkeit, nach dessen Thronbesteigung Bismarck durch Roggenbach ablösen zu

lassen. Der Gang der politischen Entwicklung und die Krankheit des Thronfolgers ließen es aber nicht so weit kommen.

Im Gegensatz zum Realisten Bismarck war Roggenbach ein Politiker, dem das Idealbild eines konstitutionell geleiteten, nationalen und liberalen Staates vor Augen schwebte. Diesem Ideal ordnete er seine Meinungsbildung und sein Handeln unter. Hierbei fehlte ihm allerdings ein gewisses kämpferisches Element, seiner Ansicht bei Andersdenkenden Geltung zu verschaffen. So war es auch zu erklären, warum Roggenbach sich nur ungern in einer amtlichen Funktion band, die ihn zwang, längere Zeit mit Männern anderer Denkungsart zusammenzuarbeiten. Außerdem erkannte er bald, daß es kaum möglich war, auf der schmalen Basis eines Mittelstaates wie Baden seiner politischen, idealistischen Auffassung in Deutsch-

land zum Siege zu verhelfen. Auch die umfangreiche Korrespondenz Roggenbachs mit einem großen Kreis maßgebender Politiker und eine Reihe seiner Feder entstammender Denkschriften konnten daran nichts ändern. Immerhin geben gerade diese einen tiefen Einblick in das damalige Spiel der politischen Kräfte und vermitteln so dem Historiker, der sich mit der Stellung Badens vor, während und nach der Reichsgründung 1871 beschäftigen will, wertvolles Quellenmaterial.

Die Familie Roggenbach entstammte väterlicherseits dem badischen Oberland. Er selbst wurde — nach seiner Schwester — als der einzige Sohn des Obersten Heinrich von Roggenbach und dessen Gemahlin Melanie Gräfin von Walderdorff am 23. März 1825 in Mannheim geboren. Als Schüler des Mannheimer Lyzeums legte der junge von Roggenbach am 9. September 1843 seine Reifeprüfung ab. Die Studiensemester in Heidelberg, die von einem Ausbildungsjahr in Berlin unterbrochen wurden, nützte er nicht nur zum eifrigen Studium der Rechtswissenschaft, sondern auch zur wesentlichen Erweiterung seines Bekanntenkreises aus. Mit dem Ablegen des juristischen Staatsexamens am 28. Februar 1848 brachte er diese Epoche seines Lebens zum Abschluß.

Voll idealistischen Schwunges übernahm er noch im gleichen Jahre die Stellung eines freiwilligen Sekretärs bei dem vorübergehend bestehenden „Reichsministerium des Auswärtigen“. Als mit dem Rücktritt Heinrich von Gagerns bald darauf diese Institution ihren führenden Kopf verlor, schied auch Roggenbach wieder aus. Anschließend dem badischen Gesandten in Berlin Freiherr von Meysenbug als Legationssekretär beigegeben, trat von Roggenbach jedoch zu weiteren Ausbildungszwecken im Mai 1850 einen einjährigen Urlaub an, um schließlich Ende April 1851 seinen Abschied aus dem badischen Staatsdienst zu nehmen. Längere Reisen durch Frankreich, England, die

Schweiz und Oberitalien dienten dem jungen Aristokraten, der durch günstige Vermögenslage nicht auf die Verdienstmöglichkeit einer festen beruflichen Stellung angewiesen war und überdies als Junggeselle keine Familie zu versorgen hatte, zur Bereicherung seines Gesichtskreises. In London hatte er u. a. Fühlungnahme mit dem von Friedrich Wilhelm IV. dorthin entsandten preußischen Diplomaten von Usedom. Enge Freundschaft verband ihn auch mit dem schleswig-holsteinischen Politiker Karl Samwer, dem er erstmals bei einem Besuche in Koburg begegnete, und dessen Sohn später sein Biograph werden sollte.

In der Eigenschaft eines privaten Beraters des badischen Großherzogs Friedrich I. empfahl er diesem 1856 die Berufung von Meysenbugs in das Karlsruher Ministerium. Da aber Franz von Roggenbach mit einem Teil der Bevölkerung die im Herbst 1859 geschlossene Konvention mit dem päpstlichen Stuhl nicht billigte, veranlaßte er im April 1860 den badischen Landesfürsten, das Ministerium Meysenbug zu entlassen und an seiner Stelle die Führer der liberalen Opposition Stabel und Lamey mit der Leitung der Staatsgeschäfte zu beauftragen. Damit begann in Baden die Aera des Liberalismus, die sich mit verschiedenen Abwandlungen bis in die Zeit des Ersten Weltkrieges erstreckte.

Franz von Roggenbach selbst übernahm schließlich nach anfänglichem Zögern am 2. Mai 1861 das „Ministerium des großherzoglichen Hauses und der Auswärtigen Angelegenheiten“. Sein Bemühen, im Juli 1861 König Wilhelm von Preußen bei dessen Aufenthalt in Baden-Baden für seine Reformpläne zu gewinnen, zeitigten keinen Erfolg. Bei den badischen Herbstwahlen 1861 von drei Bezirken in die Zweite Kammer gewählt, entschied er sich für den Schopfheimer Wahlbezirk. 1862 leitete er noch vorübergehend das Handelsministerium, das dann von Karl Mathy übernommen wurde.

Alle seine diplomatischen Verhandlungen waren von dem Gedanken getragen, Deutschland unter der Leitung eines liberal regierten Preußens zu einigen und Österreich nur einem erweiterten völkerrechtlichen Bund angeschlossen zu sehen. Besonders augenfällig trat diese Auffassung Roggenbachs auf dem Frankfurter Fürstentag im August 1863 zutage. Ohne sichtbaren Erfolg blieb auch sein Bemühen, die deutschen Mittel- und Kleinstaaten zu gemeinsamer Opposition gegen Bismarcks Verhalten in der schleswig-holsteinischen Frage zusammenzuschließen. Als er die Auseinandersetzungen zwischen Preußen und Österreich herannahen fühlte, in der er die preußischen Belange vertrat, während die meisten seiner Ministerkollegen zu Österreich hielten, und verschiedene innere Streitigkeiten, wie z. B. Fragen der Schulreform, den Zusammenhalt des Ministeriums zu lockern drohten, trat Franz von Roggenbach am 19. Oktober 1865 von seinem Posten zurück. Auch seinen Abgeordnetensitz im badischen Landtag gab er im folgenden Jahre auf.

Als Vertreter des Kreises Lörrach-Müllheim gehörte von Roggenbach 1868 zeitweilig dem deutschen Zollparlament an. Während des Deutsch-Französischen Krieges weilte er einige Zeit im Hauptquartier des preußischen Kronprinzen. Am 30. Juli 1871 übernahm er die Aufgabe, die Maßnahmen zur Errichtung einer deutschen Universität in Straßburg in die Wege zu leiten, mit dem Erfolg, daß diese bereits am 1. Mai 1872 eröffnet werden konnte. Im ersten Reichstag vertrat er wiederum den Wahlkreis Lörrach-Müllheim, wurde Mitbegründer der liberalen Reichspartei, lehnte jedoch für die folgende Wahlperiode eine Wiederaufstellung ab. Außerdem gehörte Franz von Roggenbach zu den Schöpfern des im Jahre 1872 gegründeten Vereins für Sozialpolitik.

Allmählich begann von Roggenbach, der abwechselnd auf seinem väterlichen Gut Ehnerfahrdau bei Schopfheim, in Segenhaus bei Neuwied und in Freiburg weilte, sich immer mehr aus dem öffentlichen politischen Leben zurückzuziehen. Im Sommer 1876 begleitete er die Fürstin zu Wied auf einer Fahrt nach Rumänien. Für seine Verdienste um die Einführung des badischen Erbgroßherzogs in englische Adelskreise bekam er 1880 den Rang eines wirklichen Geheimrats. Ende November 1887 sehen wir ihn einige Zeit beim deutschen Kronprinzenpaar in der Schweiz.

Franz von Roggenbach hatte inzwischen erkannt, daß sich ihm wohl kaum noch eine politische Chance bieten würde. Trotzdem stand er nochmals ungewollt kurze Zeit im Blickpunkt des öffentlichen Interesses. Der Straßburger Staatsrechtler Geffcken hatte gegen den Willen Bismarcks Auszüge aus einem geheimen Kriegstagebuch des Kronprinzen Friedrich Wilhelm veröffentlicht, in dem Roggenbach mehrfach ehrende Erwähnung fand. Eine in der Abwesenheit des Hausherrn in Ehnerfahrdau durchgeführte Haussuchung brachte jedoch kein belastendes Material zutage, wenn auch Bismarck später indirekt durch die Veröffentlichung der Anklageschrift gegen Geffcken mit Auszügen aus Briefen von Roggenbachs, diese Maßnahme nachträglich zu rechtfertigen suchte. Obwohl von Roggenbach im Alter in Bismarck den „bösen Geist der deutschen Politik“ sah, mißbilligte er durchaus den Sturz des Reichskanzlers zugunsten schwächerer Nachfolger. Es entsprach hier seiner Einstellung, in diesem Falle die Sache über die Person zu stellen.

In den letzten Lebensjahren ziemlich zurückgezogen lebend, starb Franz von Roggenbach am 24. Mai 1907 in seinem väterlichen Haus in Freiburg im Alter von 82 Jahren an einer Lungenentzündung.

Karl Siegel

Ein Opfer der Pflichterfüllung

Von Engelbert Strobel, Karlsruhe



Karl Siegel (1832–1896)

Heftige Regengüsse hatten Anfang März 1896 die Dreisam zu einem reißenden Gewässer anschwellen lassen. Die Schwabentorbrücke in Freiburg war durch das sich ansammelnde Treibholz derart gefährdet, daß man sie in der Nacht vom 8. auf 9. März für den allgemeinen Verkehr sperren ließ. Lediglich Landeskommissär Siegel und der Freiburger Amtsvorstand Sonntag hatten noch auf der Brücke ausgeharrt, als plötzlich ein Pfeiler dem ungeheuren Wasserdruck nachgab und beide Männer im Sturze mit sich in die Tiefe riß. Während man die sterblichen Überreste von Sonntag schon nach zwei Tagen an Land bringen konnte, gelang es erst am 9. April desselben Jahres zwei Ruster Fischern, die Leiche Siegels aus dem Rhein zu bergen. Allgemein war die Trauer im badischen Land. Die 58. öffentliche Sitzung der Zweiten Kammer des Badischen Landtags vertagte sich,

nachdem sie der Verunglückten gedacht hatte, und Großherzog Friedrich I. nahm persönlich an der Beerdigung Siegels am 11. April 1896 in Karlsruhe teil.

Karl Siegel hatte am 30. Juli 1832 zu Bruchsal als Sohn des späteren Hofrats Dr. Joseph Siegel das Licht der Welt erblickt. Seinem Vater oblag als Generalstabsarzt die Führung des badischen Militär-Sanitätswesens. Nach anfänglichem Besuch des Gymnasiums seiner Vaterstadt wechselte der junge Siegel an das Lyzeum in Freiburg über, an dem er im Sommer 1851 die Reifeprüfung ablegte. Das juristische Studium an den Universitäten Heidelberg, Göttingen und München bildete die Vorbereitung zu seinem ersten Staatsexamen im Jahre 1856. Mannheim (Hofgericht, Amtsrevisorat und Amtsgericht), Karlsruhe (Landamt, Stadtamt und Regierung des Mittelrheinkreises)

und Kork (Amtsgericht) waren die Stationen seiner beruflichen Laufbahn, ehe er am 1. August 1864 zum Amtsrichter beim Amtsgericht Mannheim befördert wurde. Zwei Jahre später kam er in der gleichen Stadt als Amtmann an das Bezirksamt und wurde schließlich im Frühjahr 1868 Vorstand des Amtes Schönau i. W. Dort ernannte man ihn am 5. Mai 1870 zum Oberamtmann, einen Posten, den er seit 1872 in Villingen, seit 1876 in Staufen und seit 1877 in Achern bekleidete. In Pforzheim, wohin er 1878 versetzt worden war, erhielt er am 29. April 1880 den Titel eines Stadtdirektors. In gleicher Eigenschaft kam er 1883 erneut nach Mannheim, nebenbei das Amt eines Hofkommissärs des Theaters mitversehend.

Mit Wirkung vom 1. Februar 1887 wurde Siegel zum Ministerialrat im Ministerium des Innern ernannt und ihm zugleich die Funktion eines Landeskommissärs für die Kreise Freiburg, Lörrach und Offenburg mit dem Wohnsitz in Freiburg übertragen. Wenige Jahre vor seinem Tode verlieh man ihm noch 1893 die Würde eines Geheimen Oberregierungsrats.

Siegel, der literarisch durch beachtenswerte sozialwissenschaftliche Artikel hervorgetreten war, wurde von seinen Zeitgenossen seiner vornehmen menschlichen Eigenschaften wegen allgemein geschätzt. Von großem Verständnis für kulturelle Belange erfüllt, betätigte er sich als Mitglied des Vorstandes des Freiburger Münsterbauvereins und regte die Gründungen von Volkstrachtenvereinen in Offenburg, Oberkirch, Waldkrich und Wolfach an. Auch an dem Trachtenzug im Jahre 1895 aus Anlaß der Oberbadischen Landwirtschaftlichen Ausstellung in Freiburg hatte er maßgeblichen Anteil.

Nach seinem Unfalltode gingen seine wertvolle Bibliothek an die Universität Freiburg, die Münzsammlung an das Badische Münzkabinett in Karlsruhe, verschiedene kunstgeschichtliche Gegenstände an das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg und eine beachtliche Zahl seiner Radierungen, Aquarelle und Stiche in den Besitz der Stadt Karlsruhe über. Mit Karl Siegel hatte ein vorbildlicher Staatsdiener in treuer Pflichterfüllung ein vorzeitiges Ende gefunden.

Schon rundet sich die Birne

*Schon rundet sich die Birne, —
wie schnell doch die Monde vergehn,
mir ist als würden die Bäume
erst noch im Blühen stehn!
Wohin ist die Zeit nur geeilt?
Ach niemand vermag sie zu halten,
ist doch in Wachsen und Blüh'n
ein ewig Weitergestalten.*

Ida Pfeifer-Hofmann

Marianne Kirchgeßner

Von Hans Leopold Zollner, Ettlingen

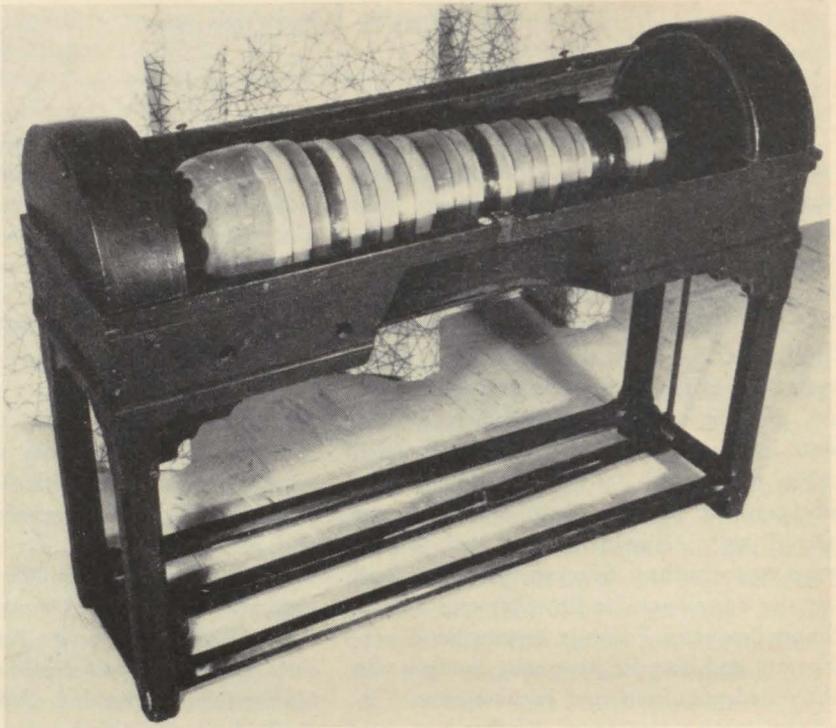
Dem Konzertpublikum von heute nahezu unbekannt, den Lesern romantischer Literatur bestenfalls aus Schilderungen in Jean Pauls „Hesperus“ oder von E. T. A. Hoffmanns Briefen des Kapellmeisters Kreisler her erinnerlich und den Musikwissenschaftlern allein aus der Instrumentalkunde geläufig, ist die Glasharmonika: ein Instrument, dessen Herkunft nicht genau erforscht ist, und dessen größte Beliebtheit ins 18. und ins beginnende 19. Jahrhundert fiel. Aber nicht von der Glasharmonika, die übrigens der Doktor Franz Anton Mesmer gerne als „Gläsermaschine“ bei seinen magnetopathischen Séancen brauchte, und die der amerikanische Physiker und Staatsmann Benjamin Franklin entscheidend verbesserte, soll hier die Rede sein, sondern von ihrer bedeutendsten und berühmtesten Virtuosa: von *Marianne Kirchgeßner* aus Bruchsal!

Sie ist uns Heutigen vermutlich noch weniger bekannt als ihr Musikinstrument, das sie so meisterhaft beherrschte, daß sein Klang — nach einem Bericht in einem Journal des Jahres 1791 — „sanftes, stilles Wonnegefühl weckte, Ahnungen einer höheren Harmonie, wie sie die guten Seelen in einer schönen Sommernacht durchzittern“. Selbst angesehene Musik-Lexika nennen 1770 als Geburtsjahr und den kleinen Ort Waghäusel im Landkreis Bruchsal als Geburtsort der Marianne Kirchgeßner. Tatsächlich aber kam Maria Anna Antonia Kirchgeßner (der Name erscheint auch in der Schreibweise „Kirchgäßner“ oder „Kirchgessner“) am 5. Juni 1769 in der fürstbischöflichen Residenz Bruchsal zur Welt, wo ihr Vater als Kammerdispensator im Dienst Celsissimi, des Freiherrn Franz Christoph von Hutten, stand. Der Herr im Bruchsaler Schloß war ein Freund der Musik, genau wie sein fürst-

bischöflicher Amtsbruder zu Würzburg, dessen Orchester Mariannes Großvater mütterlicherseits leitete, der Herr Kapellmeister Georg Waßmuth. Musikalisches Milieu und musikalisches Erbe waren ein freundliches Geschenk des Schicksals an das Töchterchen des fürstbischöflichen Hofbeamten, denn die Kleine verlor nach einer bösen Blatternerkrankung im vierten Lebensjahr das Augenlicht durch den schwarzen Star, und in dem Maße, in dem das Augenlicht schwand, verfeinerten sich Gehör und musikalisches Talent des geistig aufgeweckten und regsamen Kindes, das sehr sicher und ausdrucksvoll auf dem Klavier zu spielen begann. Der Speyrer Domkapitular Joseph Anton Reichsfreiherr von Beroldingen hörte eines Tages das Spiel der etwa zehnjährigen Marianne und beschloß, dem Mädchen die Ausbildung zur Glasharmonikaspielerin zu ermöglichen.

Als Mariannes Lehrer auf der Glasharmonika wählte der Domherr — der bekanntlich auch ein Förderer des jungen Goethe und ein Freund der geistreichen Sophie de Laroche war — den Karlsruher Hofkapellmeister Joseph Aloys Schmittbauer, der sich als Komponist einen Namen gemacht hatte und selbst, genau wie seine Tochter, ein tüchtiger und begabter Glasharmonikaspieler war. Die Kirchgeßner wurde Meister Schmittbauers Meisterschülerin, und der Freiherr von Beroldingen war so begeistert vom Erfolg seines Schützlings, daß er Schmittbauer beauftragte, für die talentierte Bruchsalerin ein eigenes Instrument im Wert von hundert Dukaten zu bauen.

Mit dieser Glasharmonika und mit eigens dafür geschriebenen Kompositionen des Karlsruher Hofkapellmeisters ging Marianne Kirchgeßner im Jahre 1791 auf Konzert-



Glasharmonika des 18. Jahrhunderts im Royal College of Music, London

reise; ihr — von nun an ständiger — Begleiter und Impresario, ihr Beschützer und väterlicher Freund war der Rat Heinrich Philipp Boßler, der sich in Speyer niedergelassen, dort 1783 die ersten Werke Ludwig van Beethovens veröffentlicht hatte und eine beliebte Musikzeitschrift herausgab. Diese erste Tournee wurde auch ihre erfolgreichste. Sie führte zur Begegnung zwischen Marianne Kirchgeßner und Wolfgang Amadeus Mozart.

Zuvor freilich gastierte die 22jährige Künstlerin im Württembergischen: in Heilbronn, in Ludwigsburg, in der Stuttgarter Lesegesellschaft. Die Rezensionen jener ersten Konzerte stammten aus der Feder Schubarts und waren voll Begeisterung:

„Ich habe bisher die Harmonika“, so schrieb er in der Schwäbischen Chronik, „für ein Instrument gehalten, womit man

nur die Jammerklage Abbadonas in der *Messiade* begleiten könnte. Jetzt habe ich aber ein Instrument dieser Art, von Kapellmeister Schmittbauer in Karlsruhe verfertigt, gesehen und gehört, aus dem dies unangenehme Heulen ganz weggebannt ist. Die Spielerin dieses Instruments war Demoiselle Kirchgeßner aus Bruchsal, die schon seit ihrem vierten Jahr das Augenlicht entbehren muß. Der gute Schöpfer ersetzte jedoch diesen Verlust mit dem tiefsten und reinsten Kunstgefühl. Daher ist ihr Spiel zum Bezaubern schön... Unter ihren Fingern reißt der Glaston zu seiner vollen, schönen Zeitigung und stirbt so lieblich dahin wie Nachtigallenton, der mitternachts in einer schönen Gegend verhallt!“

Darbietungen in München, Salzburg und Linz folgten, und schließlich langte die Kirchgeßner in der Kaiserstadt Wien an.

Dort hörte sie Mozart, und der Meister — der das Instrument zwar kannte, es aber bis dahin nicht recht anerkannte — war von ihrem Spiel so begeistert, daß er für die Künstlerin ein Quintett für Glasharmonika (K. V. 617) und ein Adagio für Glasharmonika (K. V. 617a) schrieb.

Einen vielleicht noch kritischeren Hörer fand Marianne Kirchgeßner, als sie die Konzertreise fortsetzte und 1792 über Prag in Dresden anlangte, wo sie ein Konzert gab, dem auch der Hofkapellmeister und Komponist Johann Gottlieb Naumann beiwohnte. Naumann, der selbst ein meisterlicher Virtuose auf der Glasharmonika war und zahlreiche Stücke für dieses Instrument geschrieben hatte, versicherte nach dem Konzert der 23jährigen Künstlerin bewegt, sie stehe ohne Rivalen da und habe die Schwierigkeiten des empfindlichen Instruments aufs glücklichste überwunden. Gleicher Ansicht waren auch die Musikkritiker, und einer von ihnen schrieb: „Sie ist als äußerst fertige und behende Harmonikaspielerin mit Recht berühmt und wurde mit wohlthuendem Enthusiasmus aufgenommen.“

Mit noch größerem Enthusiasmus als in der sächsischen Hauptstadt nahm das Publikum zu Hamburg die blinde Virtuosin auf, und besondere Triumphe feierte Marianne Kirchgeßner in Berlin, wo sie zweimal vor König Friedrich Wilhelm II. spielte, bevor sie — glänzend honoriert und königlich beschenkt — ihre Konzertreise nach Kopenhagen und in die Niederlande fortsetzte.

Nächstes Ziel ihrer Tournee war England, und am 17. März 1794 gab Marianne Kirchgeßner ihr erstes Konzert in London. Dort machte sie auch — vermutlich als Mitwirkende in zwei der berühmten „Salomon-Konzerte“ — die Bekanntschaft Joseph Haydns. Daß sie ihren Aufenthalt auf der britischen Insel aber auf nahezu drei Jahre ausdehnte, lag nicht allein an den ungewöhnlichen Erfolgen, die sie bei dem musik-

liebenden und musikerfahrenen Londoner Publikum jener Zeit ernten konnte: der Aufenthalt wurde auch für Marianne Kirchgeßners persönliches Leben außerordentlich bedeutungsvoll, da ihr die Behandlung durch den Arzt Dr. Fiedler wenigstens zu einem Teil das Augenlicht wiederschenkte, und weil ihr der deutsche Mechaniker Fröschel eine neue, verbesserte Harmonika baute. Noch im Jahre 1796 kehrte die Kirchgeßner auf den Kontinent zurück, konzertierte abermals in Hamburg und reiste dann über Polen, Kurland und Livland nach Petersburg, wo sie sich anscheinend längere Zeit aufhielt.

Nach dieser, für jene Zeit beispiellos erfolgreichen und fast zehn Jahre währenden Tournee durch Deutschland, Österreich, Dänemark, Holland, England und Rußland zog sich die gefeierte Künstlerin mit dem getreuen Begleiter, Rat Boßler, und dessen Frau auf ein Landgut nach Gohlis in der Umgebung von Leipzig zurück. Obwohl ihr die Leipziger „Allgemeine Musikzeitung“ nachrühmte, sie sei „von allen Künstlerlaunen frey und gegen jeden, den sie durch ihr Talent erfreuen konnte, sehr gefällig“, scheint Marianne Kirchgeßner von da an auf längerdauernde Gastspielreisen verzichtet zu haben. Nur noch drei Reisen — 1801 nach Braunschweig, Marburg und Kassel, 1802 nach Stuttgart und 1805 nach Wien — sind für jene Jahre in ihrer trotz der Forschungen des Stuttgarter Musikhistorikers und Glasharmonikaspielers Bruno Hofmann leider immer noch recht lückenhaften Biographie verzeichnet, und der „Teutsche Merkur“ wußte lediglich zu berichten: „Herr Rath Boßler und ihre jüngste Schwester müssen ihr fast beständig vorlesen, weil sie wegen ihres Augen-Übels selbst nicht lesen kann; was sie gehört hat, faßt sie mit der größten Leichtigkeit auf und bewahrt es in ihrem Geiste. Sie hat besonders vielen Sinn für die guten Erzeugnisse der vaterländischen Dichtkunst und wird durch ein

schönes Gedicht tief in ihrem Innersten gerührt.“

Auch ohne daß ein Bildnis der Künstlerin auf uns gekommen ist, darf man annehmen, daß diese gefühlvolle Seele ein zerbrechlicher Körper umschloß. Er war auf die Dauer den Strapazen nicht gewachsen; erst recht nicht, als Marianne Kirchgeßner, die während der Sommermonate in Karlsbad gewelt und dort zwei Begegnungen mit Goethe gehabt hatte, im Spätjahr 1808 abermals zu einer Konzertreise aufbrach. In Mannheim kehrte sie bei ihrer Schwester, in Odenheim bei ihrem Bruder an. In einer feuchtkalten Novemberrnacht fuhr sie weiter nach Stuttgart und nach Tübingen. Dort gab sie am 27. November 1808 ihr letztes Konzert auf der Glasharmonika und beschloß es mit dem Bach-Choral „Was Gott tut, da ist wohlgetan“.

Als sie — in der Absicht, die Tournee in die Schweiz fortzusetzen — am 2. Dezember in Schaffhausen eintraf, mußte Boßler ihre Mitwirkung beim Kammerkonzert des Musikkollegiums absagen. Eine schwere Lungenentzündung hatte die zarte, feinnervige Frau erfaßt und raffte am Abend des 9. Dezember 1808 die größte Virtuosa auf der Glasharmonika im Alter von 36 Jahren dahin.

„Ihre entseelte Hülle“, so meldete die „Post und Ordinaire Schaffhauser Sonntagszeitung“ unterm 14. des Christmonats 1808 den Freunden der Tonkunst, „wurde auf dem Gottesacker des in unserer Nähe liegenden Klosters Paradies . . . zu ihrer letzten Ruhestätte gebracht. Sanft ruhe ihre Asche! Sie selbst —

*Sie mengte sich in höhere Chöre,
Und eilt ins Halleluja hin“.*

*Hast Du eine Freude erlebt,
etwas Schönes,
dann gehe hin
und mach einem Andern eine Freude,
auf daß die Deinige
groß und rein werden.*

Ida Pfeifer-Hofmann



Welche **9.** ist die beste?

Wie oft suchten Sie schon nach der besten Interpretation Ihres Lieblingsmusikstückes, sei es Beethovens „Neunte“ oder Webers „Freischütz“.

Das neue

SCHALLPLATTEN- JAHRBUCH 1 KLASSIK-AUSLESE

vermittelt Ihnen einen Überblick über die exemplarischen Interpretationen der klassischen Musik auf Schallplatten.

Autor des Buches ist Ulrich Schreiber, Journalist, Musikkritiker und Mitarbeiter der HiFi-Stereophonie.

Prospekte bei

VERLAG G. BRAUN
75 KARLSRUHE 1 · POSTFACH 1709

Wintersport und Erholung im Hochschwarzwald. Anerkannter Luftkurort.

MENZENSCHWAND

am Feldberg – 900–1350 m

NEU „Schwinbach“-Skischlepplift (1200m) Länge 700m.

Höhenunterschied 180 m, erschließt ideales, schneesicheres Skigelände, Gesamtabfahrt ca. 2,5 km.

Insgesamt 7 Skischlepplifte, 4 Lifte am Feldberg und 3 Lifte in Menzenschwand.

Miniskischule, Pferdeschlittenfahrten, über 25km gebahnte bzw. gewalzte Wanderwege, preisgünstige WINTER-SPORT-WOCHEN

Nähere Auskünfte: Kurverwaltung
7821 Menzenschwand, Telefon 07675/384

Mitglieder,
werbt neue
Mitglieder!

Stiftet Mitgliedschaften
als Geschenke!

Jedes Mitglied wirbt
ein neues Mitglied.